

Un seul monde Un solo mondo Eine Welt

NR. 3
SEPTEMBER 2002
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT



Anden

Eine konfliktreiche Bergregion
kämpft um Entwicklung,
Integration und den Anschluss
an die Welt

Peru: Mit Katastrophen leben gelernt

Fairer Handel: Vom eigenen Erfolg
überrollt? Eine Analyse

DOSSIER



ANDEN
Geplündertes Hochland, erzwungene Isolation, explodierende Städte

Die Andenstaaten Bolivien, Ecuador und Peru kämpfen alle mit schlechten Verkehrsbedingungen, mangelhafter Dezentralisierung und einer vernachlässigten indigenen Bevölkerung

6

Wie verwandelt sich Anis in Einkommen?

Über die Schwierigkeiten von peruanischen Kleinbauern, ihre Ernten zu vermarkten

12

Die Chance gepackt, dank Dezentralisierung

Wie sich Lebensbedingungen dank der Dezentralisierung verbessern können zeigt das Beispiel der bolivianischen Gemeinde Irupana

14

Inhalt

20 Frauen und die Bank steht

In Bangladesch vergeben von der DEZA unterstützte Finanzinstitutionen Kleinkredite an die ärmsten Frauen

24

FORUM



Einkaufen für eine gerechtere Welt

Nirgends in Europa ist der Faire Handel so erfolgreich wie in der Schweiz. Eine Situationsanalyse

26

Und wofür brauchen wir all dies?

Der mosambikanische Schriftsteller Mia Couto über die Doppeldeutigkeit von Identitäten

29

HORIZONTE



PERU
Und über Nacht entsteht ein neues Quartier...

Das Land zwischen Pazifikküste und Amazonas-Tiefland hat seine Bewohner gelehrt, mit mannigfachen Katastrophen fertig zu werden

16

Leben in Peru

Die 17-jährige Luz Villanueva Tena aus Lima beschreibt das Leben in Peru

20

DEZA

Berührungängste abbauen – zum Vorteil aller
DEZA-Direktor Walter Fust über die Zusammenarbeit von Wirtschaft und Staat

21

Das Desaster in Bahnen lenken

Wie mit gezielter Präventionsarbeit schlimmste Auswirkungen bei Vulkankatastrophen verhindert werden können

22

KULTUR



Von Shashmaqom und vielen Fragen

Ein Festival bringt Bewegung in das kulturelle Leben Tadschikistans. Eine Reportage

30

Kulturförderung öffnet Türen

Ein Erfahrungsbericht über Kulturförderung in Zentralasien

32

Editorial	3
Periskop	4
Einblick DEZA	25
Was eigentlich ist...	
öffentliche Entwicklungshilfe?	25
Service	33
Impressum	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.



Der eigene Weg

Vom 26. August bis 4. September schaut die ganze Welt nach Johannesburg, wo zehn Jahre nach Rio der «Weltgipfel für Nachhaltige Entwicklung» über die Bühne geht. Und am 10. September wird die Schweiz in New York offiziell in die UNO aufgenommen.

Zwei internationale Ereignisse, bei denen die Schweiz eine ganz spezielle Rolle spielt. In New York steht die Schweiz im Mittelpunkt der Weltöffentlichkeit. In Johannesburg ist sie eine Nation unter vielen anderen. Trotz schwieriger Voraussetzungen und trotz beschränktem Handlungsspielraum – die Schweiz schaut in Südafrika mit innovativen Ideen nach vorne, bringt Vorschläge ein und demonstriert in einem Teilbereich ganz konkret Verantwortung: Sie übernimmt die Führungsrolle für mindestens eine der so genannten *Partnership Initiatives*, in denen Gruppen von Staaten und anderen Akteuren die effiziente Umsetzung der Agenda 21 in irgendeinem Teilbereich der Nachhaltigkeit unterstützen.

Beide Ereignisse haben mit einer viel beschworenen Definition zu tun, die 1987 auf internationaler Ebene festgelegt wurde als eine Entwicklung, welche die Bedürfnisse der Gegenwart deckt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre Bedürfnisse nicht mehr befriedigen können – die Nachhaltigkeit.

Dass für die Schweiz die Nachhaltigkeit kein leeres Schlagwort ist, beweisen ein paar handfeste Tatsachen – sowohl international als auch national. Als

Koordinatorin einer global zusammengesetzten Gruppe von Gebirgsstaaten ist es der Schweiz 1992 gelungen, am «Erdgipfel» in Rio ein Kapitel zum Thema nachhaltige Gebirgsentwicklung in das künftige Aktionsprogramm einzubringen. Nicht zuletzt deshalb, weil die Schweiz nicht nur gegen aussen für die Nachhaltigkeit eintritt, sondern auch auf nationaler Ebene aktiv ist. Der bundesrätliche Bericht «10 Jahre nach Rio – Die Schweiz auf dem Weg zu einer Politik der Nachhaltigen Entwicklung» vom Juni 2001 sowie die Strategie «Nachhaltige Entwicklung 2002» vom März dieses Jahres sind zwei Produkte dieser Entwicklung, die den eigenen Weg aufzeigen und vorauszeichnen.

Probleme im Zusammenhang mit der Armutsbekämpfung, der Gesundheit oder dem Verkehr sind in der Schweiz nicht dieselben wie auf internationaler Ebene und müssen demgemäss anders angegangen werden. Ein Beispiel? Lesen Sie unser Andendossier ab Seite 6 oder besuchen Sie die Jahreskonferenz der Entwicklungszusammenarbeit am 30. August im Kongresshaus in Zürich, an der Peru als Gastland eingeladen ist.

Harry Sivec

Chef Medien und Kommunikation DEZA

Peris kop

Sauberes Westafrika

(jls) Einige westafrikanische Städte sind ungewöhnlich sauber geworden, seit Frauen die Strassenreinigung übernommen haben. In Thiès (Senegal), Bamako (Mali) und Ouagadougou (Burkina Faso) sind Frauenbrigaden auf den Strassen im Einsatz. Sie haben sich zu wirtschaftlichen Interessengruppen für Stadthygiene zusammengeschlossen, wischen und häufen kleine Abfallberge auf, die sie dann mit Schubkarren wegbringen. Die Frauen profitieren von Gemeindeprojekten zur Armutsbekämpfung, welche mit Unterstützung internationaler Hilfsorganisationen lanciert wurden. Für die Gemeindepräsidenten lohnt sich diese Zusammenarbeit: der Lohn für die Strassenwischerinnen ist tiefer als jener für die Gemeindeangestellten, und die Arbeit ist besser gemacht.

10 Tonnen Reis pro Stunde

(jls) Ende der sechziger Jahre exportierte Kambodscha grosse Mengen an geschältem Reis. Der Bürgerkrieg hat die Qualität der Reisproduktion jedoch ruiniert. Da eine gute Reisverarbeitung fehlte, konnten die Ernten kaum über den lokalen Markt hinaus verkauft werden. Dies könnte sich nun ändern, dank der im Januar eingeweihten, ultramodernen Reisverarbeitungsfabrik, welche zwischen sechs und sieben



Hartmut Schwarzbach / Still Pictures



LEBS / tef

Millionen Dollar gekostet hat. Die Ausgabe war gerechtfertigt, wie Direktor Chiv Heang ausführt: «Kambodscha lebt im Wesentlichen von der Landwirtschaft und muss vor allem auf diesen Sektor setzen. Früher oder später wird der Erfolg uns Recht geben.» Anders als die gewerbliche Reisverarbeitung kann diese Fabrik kleine Steinchen entfernen und den Reis in vier Grössen sortieren. Sie kann bis zu zehn Tonnen Reis pro Stunde verarbeiten. In Thailand und Vietnam, welche zu den grössten Reisexporteurern der Welt gehören, gibt es schon Dutzende solcher High-tech-Fabriken.

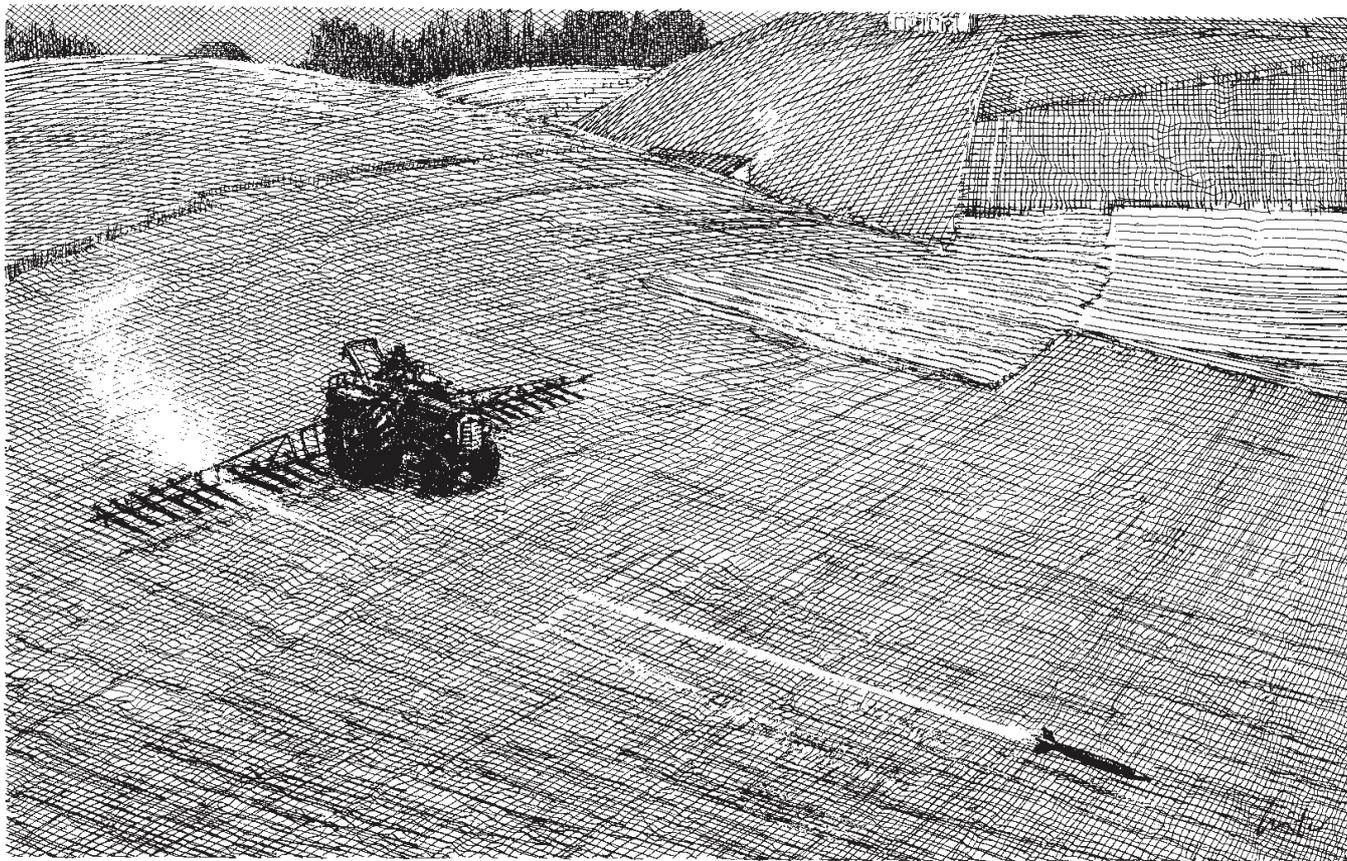
Grenzenlose Tuberkulose

(bf) Noch vor hundert Jahren starben in den Slums europäischer und amerikanischer Grossstädte jedes Jahr mehrere Tausend Menschen an Tuberkulose (Tb), die sich durch Hunger, mangelnde Hygiene und katastrophale Wohnverhältnisse ungehindert ausbreitete. Mit der Verbesserung der sozialen Verhältnisse und der Einführung von Impfungen und Antibiotika wurde die Schwindsucht, wie die Lungentuberkulose früher genannt wurde, immer seltener, galt gar als besiegt. Doch das war ein Trugschluss: in vielen Entwicklungsländern Afrikas und

Asiens wütet die Tuberkulose weiter. Ein Drittel der Weltbevölkerung ist heute infiziert, 98 Prozent davon in der Dritten Welt. Doch jetzt rückt die Gefahr auch für die Industrienationen wieder näher: Vor allem in den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion verbreiten sich multiresistente Tuberkulosebazillen, die mit den bekannten Medikamenten kaum mehr bekämpft werden können, derart schnell, dass die Weltgesundheitsorganisation WHO Hilfsaktionen startete.

Gas unterm Kivusee

(bf) Die Vulkankatastrophe vom Januar dieses Jahres in Goma hat, unbewusst und schmerzhaft zwar, auf das enorme Energiepotenzial aufmerksam gemacht, über das die Region am Kivusee im Osten Kongos verfügt. Unter dem See sammeln sich gewaltige Mengen an Methangas. Die Vorkommen werden auf rund 57 Milliarden Kubikmeter geschätzt, was etwa dem Energiewert von 25 Millionen Tonnen Erdöl entspricht. Gegen 39 Milliarden Kubikmeter Gas wären wirtschaftlich verwendbar, und das mindestens auf ein Jahrhundert hinaus: Die Reserven erneuern sich ständig, 150 Millionen Kubikmeter Methan pro Jahr. Jetzt liegt eine Machbarkeitsstudie der beiden Seean-



Intensivkultur

rainerstaaten, der Demokratischen Republik Kongo und Ruanda, zur Förderung dieses Gases vor. Produziert würden damit in zwei Anlagen 20 Megawatt Strom. Die Regierungen versprechen sich damit sowohl die Förderung der Kleinindustrie und des Handwerks in stark besiedelten und landwirtschaftlich teilweise übernutzten Gegenden als auch die Eindämmung der weit fortge-

schrrittenen und durch die radikale Abholzung der Wälder verursachten Erosion. (Siehe auch Artikel über die Erdbebenprävention auf den Seiten 22/23.)

Ohne Chemie geht's besser

(bf) In Kuba ist der Ertrag auf Bio-Zuckerrohrfeldern 20 Prozent höher als derjenige im konventionellen Anbau. Im indischen Madya Pradesh ernten Bio-Baum-



S.O./Jynowicz/Christian Aid / Still Pictures

wollfarmer ein Fünftel mehr als ihre Kollegen, die Kunstdünger verwenden. Brasilianische Bauern steigerten die Maisernte mit Natürdünger um bis zu 250 Prozent. Auch andere Beispiele aus Madagaskar, Äthiopien oder Bolivien zeigen: Der Verzicht auf Kunstdünger und Pestizide zugunsten ökologischer Anbaumethoden in den Entwicklungsländern ist eine Lektion für die Industriestaaten. Den ersten weltweiten Überblick über Öko-Landbau gibt der Re-

port «The Real Green Revolution» (www.greenpeace.org.uk/real-greenrev.htm) des Wissenschafters Nicolas Parrott von der englischen Cardiff University. «Die Bauern in Entwicklungsländern», sagt Nicolas Parrott, «schätzen die Vorteile des Ökolandbaus weit höher ein und nutzen sie weit besser als ihre Kollegen in den Industrienationen.»



Geplündertes Hochland, Isolation,

Die Andenstaaten Bolivien, Ecuador und Peru kämpfen alle mit den gleichen Problemen: Die indigene Bevölkerung wird vernachlässigt, die Dezentralisierung funktioniert äusserst mangelhaft, schlechte Verkehrsverbindungen führen zu einer völligen Isolation der Bergbevölkerung. Die Folgen: Ländliche Armut, soziale Ungerechtigkeit und wachsender Widerstand. Von Michèle Laubscher*.

Ein schneidender Wind pfeift zwischen den geduckten Hüttchen, ein paar Lamas und Schafe weiden auf der kargen Grasnarbe. 15 Familien leben in diesem Weiler auf fast 5000 Metern Höhe, der zur Gemeinde Potosí in den südbolivianischen Anden gehört. «Ausser den Tieren da

haben wir nichts», erzählt ein junger Quechua-Campesino in gebrochenem Spanisch. «Wenn jemand krank wird, müssen wir lange bis zur Strasse laufen und warten, bis uns ein Auto nach Potosí mitnimmt. Und sonst gehen wir zu Fuss, das dauert Stunden. Wir sind eben arm.»



Strasse nach Quito

Rip Hopkins / Agence Vu

erzwungene explodierende Städte

«Warum seid ihr arm?», fragt ihn René Joaquino. Der Bürgermeister von Potosí (siehe auch Randspalte Seite 9) hat uns in die abgelegenen Teile seiner Gemeinde geführt. «Weil wir keine Arbeit haben», antwortet der Campesino. «Wenn wir Arbeit wollen, müssen wir in die Stadt.» Doch in Potosí gibt es kaum Arbeit, ausser in den alten Minen des legendären Silberbergs Cerro Rico, der über der Stadt thront. Die Minen geben fast nichts mehr her, die 25 000 Kumpels, darunter Hunderte Kinder und Jugendliche, arbeiten auf eigene Rechnung. Die Arbeitsbedingungen sind lebensgefährlich, die Einkünfte minim.

Der exportierte Reichtum

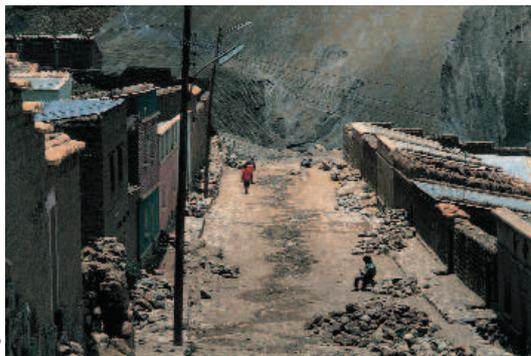
1545 begannen die Spanier, den Cerro Rico auszubeuten. Im 17. Jahrhundert galt Potosí als reich-

te Stadt der Welt und hatte, so erzählt die Legende, mit Silber gepflasterte Strassen. Doch der unermessliche Reichtum blieb nicht im Land, sondern gab dem europäischen Kapitalismus einen entscheidenden Schub. Auch nach der Unabhängigkeit Boliviens im 19. Jahrhundert flossen die Gewinne nur zu einem kleinen Teil in die Staatskassen. Was der Staat einnahm, investierte er in der Regierungstadt La Paz und im Osten des Landes, vor allem in der tropischen Ebene von Santa Cruz. Dass Potosí von den Schätzen, die es der Welt gab, selbst nie etwas gehabt hat, ist offensichtlich: Während die Landwirtschaft im Tiefland blüht, rackern sich die Andenbauern noch immer mit Ochsen und primitiven Holzpflügen ab und erwirtschaften kaum genug, um überleben zu können. Der neue Reichtum des Ostens wird nicht



Mark Edwards / Still Pictures

La Paz



Jürgen Bärlein / laif

Potosí

umverteilt, wird nicht in die Entwicklung des ausgebeuteten (und ausgebluteten) Andenhochlands investiert.

«Es fehlen Schulen und Spitäler. Die Hälfte der Bevölkerung hat keinen Zugang zu Strom, Trinkwasser und Abwasser. Die wenigen sanitären Infrastrukturen sind mehr als hundertjährig, aber wir haben kein Geld, um sie zu flicken. Die Strassenverbindungen sind miserabel», sagt Bürgermeister Joaquino. Das Stadtbudget legt die Zentralregierung in La Paz fest und geht dabei von den 120 000 Einwohnern aus, die bei der Volkszählung von 1992 festgestellt wurden, auch wenn heute über 150 000 Menschen in Potosí leben. Die zu knapp berechneten Staatsmittel kommen oft verspätet und manchmal gar nicht.

Der junge Bürgermeister versucht, die wenigen Mittel möglichst effizient einzusetzen. Mit Kontrollen und Überzeugungsarbeit verhindert er, dass das Geld weiterhin in die Korruption, überzahlte oder sinnlose öffentliche Aufträge fließt. Trotz



Jules Eichert / Still Pictures

Ecuador

allem reicht es nicht, um die dringendsten Probleme der Stadt zu lösen. Projekte wie die Förderung der Agrarproduktion, um die Landflucht zu bremsen, kann Joaquino gar nicht verwirklichen.

Isolierte Bergbevölkerung

Potosís Probleme sind die Probleme des ganzen Andenraums. Die Zentralregierungen entscheiden über die Verteilung der Staatsgelder und vernachlässigen traditionell die Regionen, die vorwiegend von Indígenas bewohnt werden. Die wenigen Dezentralisierungsansätze scheitern oft daran, dass den Gemeinden zusätzliche Aufgaben aufgebürdet werden, ohne dass sie die dafür nötigen Finanzmittel erhielten. Die schlechten Verkehrsverbindungen führen zu einer völligen Isolation der Bergbevölkerung, mit verheerenden sozialen und wirtschaftlichen Folgen.

Keine vier Autostunden von der früheren Inka-Hauptstadt Cuzco entfernt, der wichtigsten Touristendestination Perus, leben in einem Tal

Hunderte Menschen dermassen abgeschottet, dass viele Kinder wegen Inzucht geistig oder körperlich behindert sind. In der Region Ayacucho produzieren viele Bauern mehr als sie konsumieren, aber sie bleiben auf ihrem überschüssigen Getreide, Gemüse und Honig sitzen, weil es an Transportmöglichkeiten fehlt und an der Hilfe des Staates, um einen Binnenmarkt aufzubauen. Gleichzeitig führt Peru jährlich für mehrere hundert Millionen Dollar Nahrungsmittel ein.

Armut und Hunger haben viele peruanische und bolivianische Campesinos in den Koka-Anbau getrieben. Der Verdienst ist relativ hoch und die Abnahme garantiert, denn die Käufer des Kokainrohstoffs holen die Produktion auch in abgelegenen Orten ab. Auf Druck der USA führten die Regierungen seit Jahren Vernichtungsaktionen durch und legen den Pflanzern alternative Kulturen nahe. Doch bei der Umstellung werden die Campesinos oft allein gelassen, bekommen keine Beratung, keine billigen Kredite, keine Hilfe bei

Einwanderer Grossgrundbesitze anlegten. Sie vertrieben Gemeinschaften oder beschränkten deren Landbesitz massiv.

In den Anden gab es in den fünfziger und sechziger Jahren Landbesetzungen und Agrarreformen, bei denen ein Teil der Latifundien unter den Campesinos verteilt wurde. Sie lösten das Landproblem aber nur kurzfristig. Die Gemeinschaften stiessen bald wieder an Grenzen; sie verfügen längst nicht mehr über genug Boden, um alle Mitglieder zu ernähren. Die Landflucht setzt sich fort. Der Druck auf das Agrarland nimmt nicht nur wegen des Bevölkerungswachstums zu. Nationale und ausländische Grossunternehmen drängen in die Landwirtschaft, um für den Export zu produzieren. Ihre Interessen kollidieren mit dem indigenen Bodenrecht – und mit dem Wasserrecht, das eine gemeinschaftliche Nutzung von Bächen und Flüssen festhält. Diese ist unvereinbar mit den enormen Mengen, welche die Agroindustrie für die Bewässerung braucht.

Die Ausbeutung der «Dummen»

Die Stadt Potosí lebt praktisch nur von den Minenarbeitern, die ihrerseits selber in extremer Armut leben. Ihre Lebenserwartung liegt bei 42 Jahren. Was sie in mühsamster Arbeit aus dem Berg holen, verkaufen sie an Zwischenhändler, die sie meistens übers Ohr hauen. Viele Mineros reden mit Bitterkeit über ihre Lage. «Wir verdienen nicht einmal genug, um Milch zu kaufen. Die Kumpels sterben früh an Unfällen oder Staublung», beschreibt der knapp 40jährige Luis Montes das Leben der Mineros. «Ein Sprichwort sagt: Der Schlaue lebt vom Dummkopf und der Dummkopf von der Arbeit. Das ist das Prinzip, das in Bolivien herrscht.»



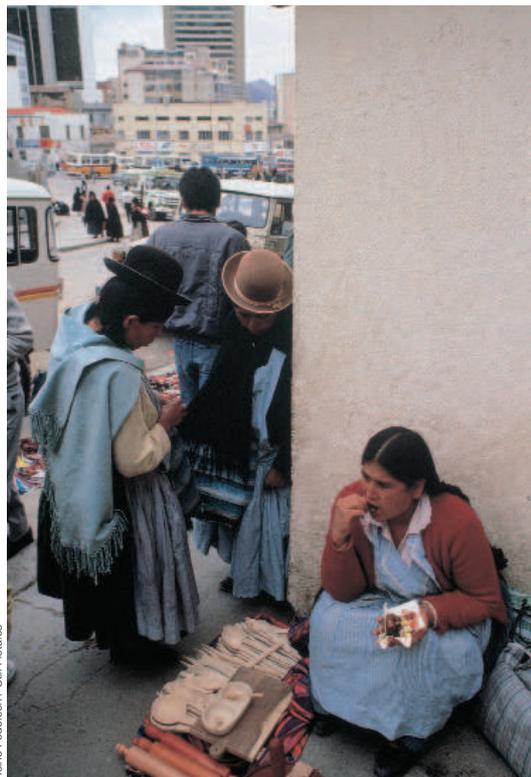
Kurt Wyss / DEZA

Peru

der Vermarktung. Die Preise für Früchte, Kaffee oder Palmenherzen sind so tief, dass die Ernte oft an Ort und Stelle verrottet, weil der Erlös nicht einmal die Transportkosten deckt. Allerdings würden bessere Preise den Verdienst aus dem Koka-Anbau nicht wettmachen. Der Einkommensunterschied kann nur kompensiert werden, wenn die Lebensqualität der Campesinos steigt, wenn Schulen, Ambulatorien, Strassen und Wasserleitungen gebaut werden.

Schnellst wachsende Stadt der Welt

Die Isolation ist nicht der einzige Grund für die ländliche Armut. Ebenso gravierend ist der Mangel an bebaubarem Boden, der in den meisten Indígena-Kulturen Gemeinschaftsbesitz ist. Die Campesinos erhalten das Land im Nutzungsrecht, sie dürfen es weder verkaufen noch vererben; neu gegründete Familien bekommen ein neues Stück Land. Diese Tradition wurde empfindlich gestört, als erst die Kolonialherren und später europäische



Helene Peterseim / Still Pictures

Bolivien

Die jahrzehntelange Landflucht hat dazu geführt, dass die Mehrheit der andinen Bevölkerung heute in Städten lebt, um die sich jedes Jahr neue Gürtel von Elendsvierteln legen. Wohl nirgends in den Anden ist die urbane Misere so sichtbar wie in der uferlosen Armenstadt El Alto auf der Hochebene über La Paz. Innert zehn Jahren verdoppelte sich die Bevölkerung auf rund 800 000 Menschen –

Der verrückte Kandidat

«Erst dachten viele, ich sei verrückt, dann begannen sie mich zu verstehen», erinnert sich Potosís Bürgermeister René Joaquino an seinen ersten Wahlkampf Mitte der 90er Jahre. Der Sohn einer kinderreichen Campesino-Familie, der nach einer Maurerlehre ein Rechtsstudium abschloss, marschierte allein durch die Strassen und erklärte den Leuten die Folgen der Korruption in den städtischen Institutionen und wie sie bekämpft werden könnten. Er wurde überraschend in die Stadtregierung gewählt. Als mehrere Bürgermeister kurz hintereinander wegen Korruptionsaffären zurücktreten mussten, war er als einziges Regierungsmitglied bereit, das Amt zu übernehmen. Joaquino wurde bei den Wahlen 1999 bestätigt; die Partei, die er inzwischen gegründet hatte, gewann neun der elf Regierungssitze.

Der Wert der Arbeit

In den andinen Gesellschaften ist die kulturelle Bedeutung der Arbeit sehr gross. Wieviel die Arbeit einbringt, ist zweitrangig, es zählt die Anstrengung, nicht der Verdienst. Wie sehr neben der Schulbildung auch die Arbeit als Aufstiegschance empfunden wird, zeigt sich im Gespräch mit arbeitenden Kindern in der peruanischen Stadt Cuzco. Die meisten gehen halbtags zur Schule, viele übernachten in Schlafstellen für Strassenkinder. Der neunjährige Schuhputzer Chicho erzählt, dass er nicht nur arbeitet, um essen zu können: «Wir alle wollen etwas anderes sein, wenn wir gross sind. Dafür muss man aber arbeiten können, von klein auf. Wir gehen alle zur Schule, die Lehrer helfen uns, damit wir nicht zu viel für das Schulmaterial zahlen müssen und die Schule beenden können.»

Vom Drogenkrieg zur Terrorbekämpfung

Kolumbien leidet unter denselben Problemen wie der übrige Andenraum. Sie werden allerdings von einem 40jährigen Krieg enorm kompliziert, den sich Guerillas, Armee und paramilitärische Todesschwadronen liefern. Seit dem Abbruch der Friedensgespräche im Januar hat sich der Konflikt dramatisch verschärft. Die USA machen im Zug ihrer internationalen Terrorismusbekämpfung Anstalten, die militärische Hilfe, die bis anhin offiziell für den Drogenkrieg in Kolumbien reserviert war, auf die Bekämpfung der Guerillas auszuweiten. Es gibt auch Anzeichen dafür, dass sie ihre Armeepresenz in Ecuador verstärken und zusätzlich in Peru militärisch Fuss fassen wollen. Eine Militarisierung der Andenregion droht zu einer Gewaltspirale zu führen, die für die Entwicklung und Demokratisierung katastrophale Folgen hätte.



Jeremy Horner / Panos / Strates

Cuzco

keine Stadt der Welt wächst so rasant. Auf einen Lehrer kommen rund 350 Kinder, auf ein Ambulatorium 12000 Menschen. Trinkwasser im Haus hat praktisch niemand, vier Fünftel der Bevölkerung müssen ihre Notdurft im Freien verrichten, in vielen Quartieren gibt es keine Kehrtafelabfuhr, entsprechend schlecht ist der Gesundheitszustand der Bevölkerung. Die meisten Menschen überleben mit Gelegenheitsjobs und Kleinhandel. Die Gewalt – auf der Strasse und innerhalb der Familien – erreicht erschreckende Ausmasse.

Einbahnstrasse Globalisierung

Die gängige Antwort auf all diese Probleme lautet Marktintegration. Bisher bedeutet Integration aber vor allem, Rohstoffe auf den internationalen Markt zu bringen – Bodenschätze, Holz, Agrarprodukte. Die Exportwirtschaft hat Priorität, damit die Länder zu Devisen kommen, die vor allem in den Schuldendienst fliessen. Die Staaten unterstützen die (oft ausländischen) Grossunternehmen, die diese Rohstoffe ab- oder anbauen, und lassen die einheimischen kleinen Unternehmen, die Mehrwert und Arbeitsplätze schaffen, links liegen. Konzepte oder auch nur der Wille, den Binnenhandel und den nationalen Markt zu fördern und die Länder zu industrialisieren, fehlen fast völlig.

Der Begriff «Marktintegration» täuscht darüber hinweg, dass die Globalisierung eine Einbahnstrasse geblieben ist. Den Andenländern werden Marktöffnung, Deregulierung und Privatisierungen aufgezwungen, ohne dass sie eine Gegenleistung erhalten. Sie werden mit subventionierten Agrarprodukten und billigen Konsumgütern aus dem Norden und aus Asien überschwemmt, während ihre Landwirtschaftserzeugnisse auf den Weltmärkten horrend tiefe Preise lösen und oft gar

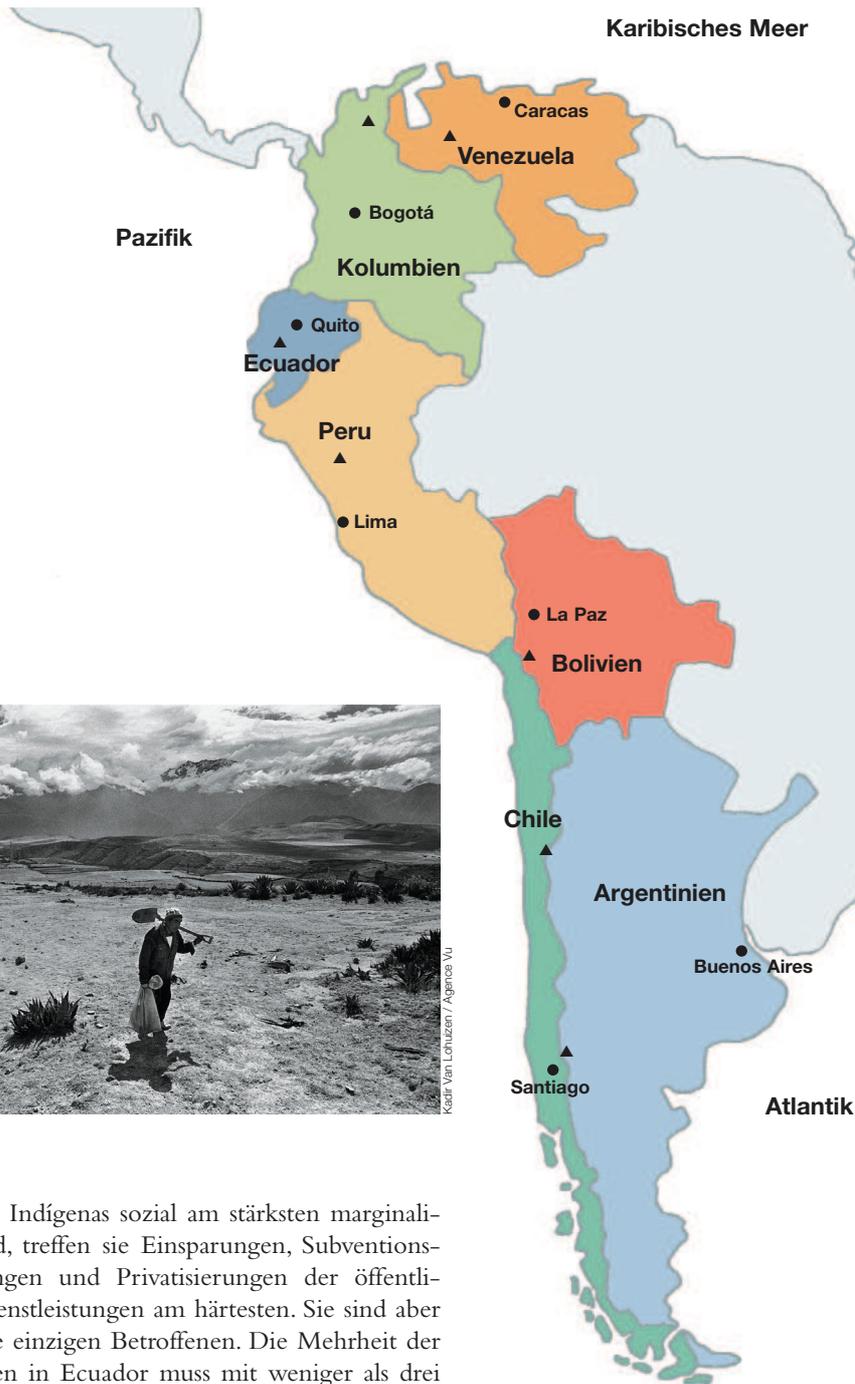
keinen freien Zugang zu den nördlichen Märkten haben. Die USA und Europa schotten sich gegen Importe ab und finden immer wieder neue Gründe gegen Zollerleichterungen für die Andenländer. Die Privatisierungen führen zum Abbau von Arbeitsplätzen und höheren Tarifen, der viel beschworene Technologietransfer findet nicht statt, und die ausländischen Unternehmen investieren ihre Gewinne nicht an Ort und Stelle, sondern in der entwickelten Welt. Weiten Teilen der Bevölkerung hat die Globalisierung bisher nichts gebracht.

Gegen den Neoliberalismus regt sich zunehmend Widerstand. Am heftigsten wehrt sich die in Ecuador sehr starke Indígena-Bewegung. Sie kämpfte zuerst mit Erfolg für den zweisprachigen Unterricht, eine bessere politische Vertretung und die Anerkennung der eigenen Rechts- und Verwaltungsformen. Nirgends ist die Urbevölkerung so gut organisiert wie hier, nirgends hat sie so viel erreicht. Und doch bleibt sie, wie auf dem übrigen Kontinent, am stärksten sozial benachteiligt.

Rassistische Vorurteile

Ihr Ausschluss von Gesundheitsversorgung und Bildung stärkt die rassistischen Vorurteile, welche auf das fast absolute Unwissen über die indigene Geschichte und Kultur zurückgehen: Indios sind faul, dumm und schmutzig.

In Ecuador verlegten sich die Indígenas deshalb auf breitere soziale Forderungen. «Unsere Probleme werden nicht im Rahmen von Sonderbehandlungen gelöst, sondern nur, wenn die nationalen Probleme gelöst werden – die Korruption, die fehlende Sozialpolitik, die verfehlte Wirtschaftspolitik», erklärt dazu Nina Pacari, eine der bekanntesten Indígena-Politikerinnen. Der Kampf gegen die Folgen der Globalisierung bedeutet kein Abrücken von ethnischen Anliegen.



Die Anden-Länder

Venezuela

Caracas
912 050 km²
23,9 Mio Einwohner
2% indigene Bevölkerung
Höchster Punkt: Pico Bolivar 5007 m.ü.M

Kolumbien

Bogotá
1 138 910 km²
40,3 Mio Einwohner
2% indigene Bevölkerung
höchster Punkt: Pico Cristobal Colon 5775 m.ü.M

Ecuador

Quito
283 560 km²
12,9 Mio Einwohner
43% indigene Bevölkerung
Höchster Punkt: Chimborazo 6267 m.ü.M

Peru

Lima
1 285 220 km²
27,5 Mio Einwohner
47% indigene Bevölkerung
Höchster Punkt: Nevada Huascarán 6768 m.ü.M

Bolivien

La Paz
1 098 580 km²
8,3 Mio Einwohner
71% indigene Bevölkerung
Höchster Punkt: Nevado Sajama 6542 m.ü.M

Chile

Santiago
756 950 km²
15,3 Mio Einwohner
8% indigene Bevölkerung
Höchster Punkt: Nevados Ojos del Salado 6880 m.ü.M

Argentinien

Buenos Aires
2 766 890 km²
37,4 Mio Einwohner
1% indigene Bevölkerung
Höchster Punkt: Cerro Aconcagua 6960 m.ü.M



Peru

Weil die Indígenas sozial am stärksten marginalisiert sind, treffen sie Einsparungen, Subventionsstreichungen und Privatisierungen der öffentlichen Dienstleistungen am härtesten. Sie sind aber nicht die einzigen Betroffenen. Die Mehrheit der Menschen in Ecuador muss mit weniger als drei Franken im Tag auskommen, vier von fünf Erwerbsfähige haben keine Arbeit oder prekäre Stellen. Deshalb finden die Forderungen der indigenen Minderheit in der übrigen Bevölkerung großen Rückhalt.

Die Andenländer können ihre Probleme nur mit mehr Demokratie auf sozialer, wirtschaftlicher und politischer Ebene lösen. Die unterprivilegierten Schichten müssen bei der Verteilung und Verwendung der Mittel mitreden können, was unter anderem mit einer echten Dezentralisierung zu erreichen ist. Ausserdem braucht die Bevölkerung Kontrollinstrumente, um Partikulärinteressen und Korruption zu bekämpfen. Nicht zuletzt sind auch starke staatliche Institutionen nötig, welche die

Interessen der gesamten Bevölkerung vertreten und die gerechte Verteilung von Reichtum, Entwicklung und Arbeit sicherstellen. Denn der freie Markt, der nach Lehrbuch die Gewinne nach unten sickern lässt und so für Entwicklung sorgt, hat bisher nur die Schere zwischen Arm und Reich noch stärker geöffnet. ■

** Michèle Laubscher lebt seit mehreren Jahren in Lateinamerika, wo sie als freie Journalistin arbeitet.*

Wie verwandelt sich Anis in

Der Anis von Curahuasi in den peruanischen Anden gilt als einer der besten der Welt. Der grösste Teil der Produktion wird in der Hauptstadt Lima konsumiert. Eine Vermarktungskette, welche mit Unterstützung der DEZA aufgebaut wurde, erleichtert den Anden-Kleinbauern den Zugang zu diesem grossen Markt, der 1200 Strassenkilometer weit entfernt liegt.

Vermarktungskette

Die DEZA unterstützt seit 1995 den peruanischen Landwirtschaftssektor. Noch immer geht es darum, das Einkommen der in den Andentälern zwischen 2500 und 4000 Metern Höhe angesiedelten Kleinbauern zu verbessern. Aber heute geht man vollständig anders ans Werk. Statt das Angebot zu vergrössern, wird zuerst geprüft, ob ein entsprechendes Nachfragebedürfnis existiert. Marktstudien zeigten, dass in den Städten eine Nachfrage nach Produkten aus den Anden wie Getreide, Anis, Artischocken, Bohnen, weisser Mais und Beeren besteht. In einem nächsten Schritt wird für jedes Produkt eine Vermarktungskette erstellt, um eine Eingliederung in den Markt unter wettbewerbsfähigen Bedingungen zu ermöglichen. Dazu müssen Instrumente ausgearbeitet und ausprobiert werden, welche die Glieder der Lebensmittelkette verbinden, von der Produktion bis zur Distribution.



Der steinige Weg von der Aussaat...

(jls) Rund 80 Prozent des in Peru verkauften Anis kommt aus Curahuasi. Der Ort liegt zuhinterst in einem abgelegenen und armen Tal auf 2668 Metern Höhe. Anis wird vor allem als Kräutertee konsumiert. Durch das besondere Klima und die speziellen Böden von Curahuasi, ist dieser Anis von ausgezeichneter Qualität. Probeanalysen in einem deutschen Labor haben gezeigt, dass der Anis einen sehr hohen Grad an Anethol aufweist, der Substanz, die ihm seinen Geschmack gibt. Im Tal bauen rund 750 Bäuerinnen und Bauern Anis an, auf kleinen Parzellen von durchschnittlich einer Hektare. Damit ihnen jedoch die aromatische Pflanze zu einem ausreichenden Einkommen verhilft, muss sie auf dem Markt von Lima mit seinen 7,5 Millionen Einwohnern zu guten Bedingungen verkauft werden können.

Bis 1998 gab es nur ein einziges Telefon in Curahuasi, und die Bauern konnten sich nicht über den Anis-Kurs in Lima informieren. Sie waren deshalb auf die Käufer angewiesen, welche zweimal pro Jahr, zur Zeit der Ernten, ins Tal hochkamen. Diese Händler kauften ihnen den Anis billig ab und strichen grosse Gewinne ein, weil sie es ausnutzten, dass die Produzenten nicht informiert waren. Ihre Margen sind umso einträglicher, als sie informell arbeiten und deshalb die Steuern umgehen können. Rund 70 Prozent der durchschnittlichen Jahresproduktion von 500 Tonnen Anis aus Curahuasi werden gemäss Schätzungen über informelle Kreise vermarktet.

Die Situation änderte sich 1998 mit der Eröffnung der Mesa de negociación andina (MENA) in Curahuasi. Der kleine Dienstleistungsbetrieb ist

S. Ojnyewicz/Christian Aid / Still Pictures

René Pamonte (2)

Einkommen?



über die Ernte...



die Produktion...



das Endprodukt...



bis zur Vermarktung

auf das Einsammeln nicht verderblicher Ware spezialisiert und wurde von sieben lokalen Produzenten und Händlern gegründet, um die Verhandlungsposition der Produzenten zu verbessern. Konzipiert und eingeführt wurde er mit Hilfe eines DEZA-Programms, das sich mit Strategien für die Verbindung der Märkte mit den Produzierenden der Sierra befasst (siehe Randspalte über Pymagros).

30 Prozent mehr Gewinn

Die Strukturen sind schlank: zwei Angestellte, ein Lager, eine Waage, eine Sortiermaschine für den Anis, Silos, ein kleines Büro mit einem PC, und vor allem eine unabdingbare Telefonlinie, um die Marktentwicklung zu verfolgen. Die Preise von Anis, aber auch von Kiwicha, Bohnen oder Leinsamen werden auf einer Schiefertafel an der Tür des Gebäudes angeschrieben. Zweimal monatlich stellt die MENA ein Produkteangebot zusammen und faxt dieses an potenzielle Käufer. Grössere Schwankungen geben sie über Lokalradio bekannt. «Die Produzenten erhalten damit unabhängige, transparente und in Echtzeit verfügbare Informationen. Um richtig entscheiden zu können, müssen sie wissen, wie die Transaktionen vor sich gehen, und sie müssen die Ansprüche der Käufer kennen», erklärt Albéric Hibon, der Direktor des Pymagros-Programms.

Wenn ein Bauer seine Ernte zur MENA gebracht hat, werden die Samen gewogen, sortiert und gereinigt. Es werden Posten in drei verschiedenen Qualitäten zusammengestellt. «Der Betrieb will das Angebot zusammenlegen und die Qualität standardisieren, dadurch erhalten die Produzenten bessere Verhandlungsbedingungen», betont Hibon. Dank Krediten einer lokalen Organisation erhält der Bauer einen Vorschuss auf die Lieferung. Ist der Verkauf getätigt, zahlt ihm die MENA, nach

Abzug ihrer Kosten, den Restbetrag aus. Beim Verkauf des Anis an die MENA erhalten die Produzenten durchschnittlich 30 Prozent mehr als von den informellen Händlern. Allerdings wenden sich erst wenige an diese Produktionskette. Bei der Ernte im Oktober 2001 waren es gerade mal 63. Die von ausserhalb der Region kommenden Händler sehen das Auftauchen dieses Störenfrieds, der den Markt über Transparenz reformieren will, nicht gerne. Und wenn sie von einer von MENA vorgesehenen Transaktion Wind bekommen, zögern sie nicht, den Markt mit einem besseren Angebot zu brechen. «Weil sie weder Einkommens- noch Mehrwertsteuer bezahlen, können sie vorübergehend ihre Marge senken. Ohne diesen unlauteren Wettbewerb hätte die MENA viel grössere Mengen Anis kaufen und verkaufen können», erklärt Hibon.

Qualität und Reinheit des von der MENA angebotenen Anis sind wichtige Argumente in den Augen der Verarbeitungsfirmen, welche eine ausgewählte Kundschaft bedienen wollen. So auch ASA Alimentos in Lima, eine auf Verpackung spezialisierte Firma. Sie kauft bei MENA regelmässig Anis der «Extraqualität». ASA stellt Teebeutel her, welche sie in grünen, mit Anisblumen verzierten und mit Zellophan umhüllten Schachteln anbietet. Sie arbeitet mit einer Vertriebsfirma zusammen, die diese Schachteln in zahlreiche Verkaufsstellen der Hauptstadt bringt, von Lebensmittelgeschäften bis zum Supermarkt. ■

(Aus dem Französischen)

Pymagros

Die MENA von Curahuasi ist eine Art Prototyp. Mit dem Projekt Pymagros sollte ein auch anderswo anwendbares Instrument geschaffen werden. Längerfristig könnten verschiedene Unternehmen dieser Art in anderen Regionen der peruanischen Sierra funktionieren, wo Bauern Produkte mit guten Marktchancen anbauen. Pymagros arbeitet an der Einführung einer MENA für die Vermarktung von Getreide in Cuzco, an einer anderen für verschiedene regionale Lebensmittel in Cajamarca. In Anbetracht der Erfahrungen von Curahuasi sind einige Anpassungen vorgesehen, namentlich was die Identifizierung des Endmarkts und die Ausbildung der Produzierenden in Geschäftsführung angeht. In beiden Fällen aber gibt es noch Einschränkungen: der unlautere Wettbewerb des informellen Sektors und die fast fehlende angewandte Forschung, welche die Produkte wettbewerbsfähiger machen sollte.

Die Chance gepackt, dank Dezentralisierung

Die Dezentralisierung hat den bolivianischen Gemeinden die Möglichkeit gegeben, die Entwicklung der lokalen Wirtschaft selber an die Hand zu nehmen. Das Beispiel der Gemeinde Irupana, in der Kaffee biologisch angebaut wird, zeigt, dass eine enge Abstimmung zwischen Lokalregierung und Bauernorganisationen die Lebensbedingungen der Bevölkerung verbessern kann.

Macht der Gemeinde

Der Dezentralisierungsprozess in Bolivien wurde unter Präsident Gonzalo Sanchez de Lozada eingeleitet. Das 1994 in Kraft getretene Volksbeteiligungsgesetz (LPP) schuf gegenüber den bisherigen 24 neu 311 Gemeinden (heute sind es 314). Die Gemeinden haben einen in allgemeinen Wahlen gewählten Gemeinderat, einen Bürgermeister und einen Überwachungsausschuss, der von den Basisorganisationen ernannt wird. Diese erhielten Rechtsstatus und wurden damit zu Partnern der lokalen Behörden. 1995 wurde durch das Gesetz der administrativen Dezentralisierung die Verwaltung auf Ebene der neun Departemente reorganisiert, um diese an die vom LPP geschaffenen Strukturen anzupassen. Dieses Dispositiv wurde 2001 durch das Gesetz des nationalen Dialogs ergänzt, welches den Gemeinden die Finanzen zuspricht, die aus der Schuldenerleichterung für Bolivien stammen. Die zweite internationale Initiative zugunsten der stark verschuldeten armen Länder (HIPC-II) sieht vor, dass die dadurch freiwerdenden Gelder für die Armutsbekämpfung eingesetzt werden.



Sean Spreague / Panos / Strates

(jls) Irupana liegt in einem Yunga-Hochtal mit tropischem Klima und zählt nach Schätzungen der Gemeinde 25 000 Einwohner. Rund 85 Prozent davon sind Kleinproduzenten und leben übers ganze Gebiet verstreut zwischen 1000 bis 2500 Metern über Meer. Für fast alle ist der Kaffeeanbau die einzige Einkommensquelle. Früher lebten sie wegen der Raffgier der lokalen Zwischenhändler und den ausserordentlich tiefen Preisen des Weltmarkts in extremer Armut. 1984 beschlossen einige Kaffeepflanzer zu handeln und gründeten die regionale landwirtschaftliche Kooperative CORACA, welche sich auf die Vermarktung von Bio-Kaffee spezialisierte. Sie nahm direkte Kontakte mit den europäischen Netzwerken für fairen und umweltfreundlichen Handel auf. Deren Fachleute erklärten den Bauern, wie man Kaffee ohne Einsatz von Chemie anbaut. Dank dieser Innovation konnten die



Gonzalez / laif

ländlichen Familien ihr Einkommen verbessern. Heute ist die CORACA Hauptabnehmerin der Kaffeebohnen von Irupana. Im Durchschnitt bezahlt sie 30 Prozent mehr als die privaten Exporteure. «Dank der CORACA wurden sich

die Kleinproduzenten bewusst, dass sie mit eigenen Mitteln aber mit angemessener technischer Unterstützung aus der Armut finden konnten», stellt der bolivianische Ökonom Javier Zubieta in einer Studie zu Irupana fest.

Kompetenzen und Ressourcen

Mit dieser neuen Sicht unterstützten die Bauern den Dezentralisierungsprozess, der 1994 über das Gesetz der Volksbeteiligung (LPP) lanciert wurde. Wie die 310 anderen Gemeinden, die aus diesem Anlass gebildet wurden, erhielt Irupana nicht nur politische Kompetenzen, sondern auch die für die öffentliche Verwaltung auf lokaler Ebene nötigen Finanzen. Gemäss dem Gesetz verteilt der Zentralstaat jedes Jahr 20 Prozent der Steuereinnahmen an die Gemeinden, berechnet nach ihrer Bevölkerungszahl. So erhielt Irupana, dessen Kassen bis 1993 ziemlich leer waren, 1999 einen Betrag von umgerechnet 630 000 Schweizer Franken.

Um ihren Anteil zu halten, muss aber jede Gemeinde einen Entwicklungsplan mit ihren Fünfjahreszielen vorlegen. Laut Gesetz sind sie zudem verpflichtet, diesen Plan mit der Zivil-



Paul Hahn / laif

gesellschaft auszuarbeiten. Durch diese Besonderheit institutionalisierte das LPP den Einbezug der Bevölkerung in die Gemeindeführung. Dazu wurden alle traditionellen, auf territorialen Kriterien beruhenden Organisationen wie Indigene- oder Bauerngemeinschaften anerkannt. In Irupana erhielten damit sechs bestehende Landwirtschaftszentralen einen rechtlichen Status.

Zwei Bauern in der Regierung

Die Bauern von Irupana sahen in den Mechanismen der Dezentralisierung von Anfang an eine unerwartete Chance, die CORACA zu festigen, ein für ihre Aktivitäten günstiges wirtschaftliches Umfeld zu schaffen und auf die Bedürfnisse der ländlichen Zone einzugehen, welche bis anhin im Verhältnis zum Hauptort vernachlässigt wurde. 1995 beteiligten sie sich an der Kampagne für die ersten Lokalwahlen und eroberten auf Anhieb

zwei der fünf Sitze im Gemeinderat. Auf Initiative der beiden gewählten Bauern beschloss die Regierung, die sechs Landwirtschaftszentralen an der Ausarbeitung des jährlichen Investitionsbudgets zu beteiligen. Diese Massnahme geht sogar noch über das hinaus, was im Partizipationsgesetz vorgesehen ist. Seither kommen die ländlichen Gemeinschaften jedes Jahr zusammen, um ihre eigenen Entwicklungsprioritäten und jene der gesamten Gemeinde festzulegen.

Anders als andere Gemeinden richtet sich Irupana nicht nur auf die sozialen Bedürfnisse aus. «Es nützt nichts, Dispensarien einzurichten, wenn das Geld für die Ernährung der Familien fehlt», erklärt Sabina Benique, eine ehemalige Bauernberaterin der Gemeinde. Diese produktive Logik liegt den zentralen landwirtschaftlichen Beschlüssen zugrunde. Projekte wie Reparatur und Bau von Gemeindestrassen, Ausbildung von Landwirten und Bau von Bewässerungskanälen erhalten Priorität. Ein weiterer wichtiger Budgetposten ist für Trinkwasserversorgung und Siedlungshygiene vorgesehen.

Die jüngste Entwicklung von Irupana gibt jenen



Marc Edwards / Still Pictures

Recht, welche die Dezentralisierung in Bolivien unterstützten und auf eine Abstimmung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Sektor setzen, um Einkommen auf Gemeindeebene zu schaffen. «Die Beteiligung der Bevölkerung und die Förderung der lokalen Wirtschaft stehen im Zentrum dieser visionären Reform», betont DEZA-Programmleiter Giancarlo de Picciotto. «Die Umsetzung der Dezentralisierung stellt noch einige Probleme, namentlich im Zusammenhang mit der erhöhten Rotation des politischen Personals. Aber die Leute wissen wenigstens, dass sie die Möglichkeit haben, ihre Zukunft selber in die Hand zu nehmen und ihre Träume zu verwirklichen.» ■

(Aus dem Französischen)

Unterstützung der Dezentralisierung

Die DEZA hat die Umsetzung der Dezentralisierung in Bolivien von Anfang an mit verschiedenen Projekten unterstützt. Zur Zeit läuft die Hilfe im Wesentlichen über zwei Achsen ab. Ein Programm ist der ländlichen Wirtschaftsentwicklung gewidmet. Es unterstützt die Abstimmung zwischen den öffentlichen Instanzen und dem Privatsektor. Ziel ist es, die institutionelle Kapazität der Gemeinden zu stärken, damit diese die Aktivitäten der Unternehmen fördern können und damit für Privatinvestitionen auf lokaler Ebene attraktiv werden. Ein anderes DEZA-Programm zielt auf die Stärkung der Gemeindeförderung ab. Es will den ländlichen Bevölkerungen die Mittel zur Teilnahme an der wirtschaftlichen Entwicklung geben. Konkret geht es darum, den Bürgerinnen und Bürgern zu erklären, welche Rechte und Pflichten sie durch die Dezentralisierung haben, die individuellen Fähigkeiten der Abgeordneten zu stärken und die Beteiligung der Frauen zu fördern.

In diesem Zusammenhang ist die 1999 erschienene Nummer 2 der Serie «Entwicklungspolitische Schriften der DEZA» spannend, die sich mit dem Thema der Dezentralisierung befasst. Sie kann kostenlos auf Deutsch und Französisch bezogen werden bei: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern, Tel. 031 322 44 12 oder per E-Mail: info@deza.admin.ch



Am Amazonas

Und über Nacht entsteht ein neues Quartier...

Die Peruaner gelten als Meister des Überlebens, des sich Arrangierens. Das Land zwischen Pazifikküste und Amazonas-Tiefland, zwischen Wüste und Altiplano hat sie gelehrt, mit mannigfachen natur- und menschengemachten Katastrophen fertig zu werden. Dürreperioden folgen auf Überschwemmungen, vulkanischer Ascheregen auf Erdbeben, Diktaturen lösen Demokratien ab und nach kurzen Boomzeiten wartet um die Ecke bestimmt schon die nächste Wirtschaftskrise. Von Richard Bauer*.

Ja, dank dem Ingeniero – gemeint ist der frühere Präsident Alberto Fujimori – habe sie jetzt Licht und Telefon im Haus, sagt Rosa, eine allein erziehende Mutter von drei Kindern. Doch wie die Rechnung bezahlen? Dafür, beschwert sie sich, habe der Cholo – das ist Perus gegenwärtiger, demokratisch gewählter Staatschef Alejandro Toledo – ausser schönen Worten kein Rezept. Das Wasser liefert, zu horrenden Preisen, ein klappriger Zisternenwagen. Hat Rosa kein Geld, dann bleibt das ausgediente Petroleumfass im Vorgärtchen eben ein paar Tage leer. Drei Mal in der Woche kocht Rosa zusammen mit anderen Frauen aus der Nachbarschaft in einer Gemeinschaftsküche, das sei billiger für alle und habe erst noch den Vorteil, dass man vom Mütterclub Nahrungsmittel geschenkt bekomme, sagt die junge Frau.

Rosa lebt im Stadtteil Lurigancho, einer Elendssiedlung am Stadtrand von Lima. Mit zwölf Jahren kam sie zusammen mit ihren Eltern aus den Bergen von Ayacucho in die Hauptstadt an der Küste. Das sei die Zeit der Gewalt gewesen, als alle vor den «terrucos», den Terroristen, geflohen seien, erzählt die kleingewachsene Frau mit pechschwarzem Haar und dunkler Hautfarbe, die ausser fünf Primarschuljahren nichts an Ausbildung mit sich bringt und deren singendes Spanisch ihre Indio-Muttersprache, das Quechua, auf Schritt und Tritt verrät. Der Versuch der maoistischen Untergrundbewegung des «Leuchtenden Pfads», der Landbevölkerung im Namen eines utopischen sozialistischen Gesellschaftsentwurfs ihren Willen mit brutaler Gewalt aufzuzwingen, führte Ende der Achtzigerjahre zu einem Massensexodus in die Städte.

Obschon die Guerilla während der ersten Regierungsjahre von Präsident Fujimori praktisch ausgeradiert wurde, sind seither lediglich ein Bruchteil der Vertriebenen in ihre Dörfer zurückgekehrt. Rosa kennt das Landleben praktisch nur vom Hörensagen. Auch wenn es ihr in Lima schlecht geht, fühlt sie sich hier zu Hause. Dank Gelegenheitsarbeit kann sie sich über Wasser halten. Sie hat ein eigenes Häuschen und ein intaktes soziales Netz im Quartier.

Invasion im Morgengrauen

Wo noch vor zwanzig Jahren allein auf weiter Flur Perus grösstes und meist gefürchtetes Gefängnis stand, haben Indio- und Mestizenfamilien aus den Berggebieten Zug um Zug Ödland widerrechtlich in Besitz genommen.

Wie an tausend anderen Orten in Peru finden die Invasionen neuer Wohnquartiere meist im Morgengrauen statt. Bei Tagesanbruch ist das *Fait accompli* geschaffen. Jede Familie hat sich aus Strohmatte und Kartonwänden eine behelfsmässige Behausung errichtet, und die Parzellen sind

sorgfältig mit weissem Kalk markiert. Die peruanische Flagge wird aufgepflanzt, zum Zeichen, dass man ein guter Bürger ist, und das Quartier getauft. In den Neunzigerjahren waren Bezeichnungen mit einem Japanbezug en vogue. Die Siedlungen heissen Ihre Majestät Hirohito, Aufgehende Sonne oder – nach Frau und Tochter Fujimoris benannt – Siedlung Keiko Sofia oder Susana Higuchi. Mit der Namensgebung ging die Hoffnung einher, bei den Herrschenden Sympathien zu erwecken und dank Schulhäusern, Wasserleitungen oder einem Zustupf an den Hausbau rascher aus dem Elend herauszukommen.

Allein in Lima zählt man 7 der 26 Millionen Einwohner des Landes. Wie sie überleben, ist auch Wissenschaftlern ein Rätsel. Statistiken zeigen, dass in der Hauptstadt über ein Viertel aller Kinder und Jugendlichen arbeiten und zum Familieneinkommen beitragen. Die bei Werbeagenturen übliche Aufteilung der Bevölkerung in die vier – von sehr wohlhabend bis arm abgestuften – Kaufkraftklassen A, B, C und D musste in Peru – wie auch in anderen Ländern Lateinamerikas – um die Klasse

Im Hochland





El comercio

Das Ding im Alltag El Cajón

Keine zünftige Feier in Peru ohne Cajón, eine simple rechteckige Holzkiste, die als Rhythmusinstrument dient. Der Spieler setzt sich rittlings auf die Kiste, spreizt die Beine und beginnt mit Fingerspitzen und Handflächen auf hunderterlei Arten das Holz zu schlagen, zu streicheln und zu kitzeln. Den Cajón erfanden die Negersklaven, die von den Spaniern nach Peru gebracht wurden. Nachdem der Kolonialherr Trommeln verbot, mussten Schubladen und Holzkisten, die für den Versand von Waren auf den Schiffen gebraucht wurden, als Schlaginstrumente herhalten. Im 19. Jahrhundert entstand der heute gebräuchliche Cajón. Idealerweise misst er 50x30x25 Zentimeter und hat auf der Rückseite ein kreisrundes Loch. Es gibt auch Spieler, die zwei Seiten in den Hohlraum spannen, um einen noch gehaltvolleren Klang zu erzeugen. 2001 wurde der Cajón zum Kulturerbe des Landes erklärt.

E erweitert werden: die völlig Mittellosen. Sie machen in Lima inzwischen zwölf Prozent der Bevölkerung aus.

Wirklich arbeitslos sind in den Städten relativ wenig Menschen. Was grassiert, ist die Unterbeschäftigung, die Gelegenheitsarbeit, die zur Zeit über 40 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung betrifft. Drei Viertel aller Zwanzigjährigen haben kürzlich bei einer Umfrage deklariert, sie seien sofort bereit, auszuwandern, nach Möglichkeit in die USA.

Peru gilt als Paradies für Schattenwirtschaft, Schwarzmarkt und Urheberrechtspiraterie, kurz als Musterbeispiel der phantasievollsten Formen der informellen Wirtschaft, wie sie in der Dritten Welt und in den Transformationsländern des Ostens gang und gäbe sind. Auf den Märkten gibt es mehr raubkopierte CDs als echte zu kaufen, 60 Prozent der Software ist illegalen Ursprungs und ein Fünftel aller importierten Konsumgüter sind Schmuggelware. Der Staat und seine Institutionen sind schwach, diese zusätzlich übers Ohr zu hauen ein Volkssport.

Erster indio-stämmiger Präsident

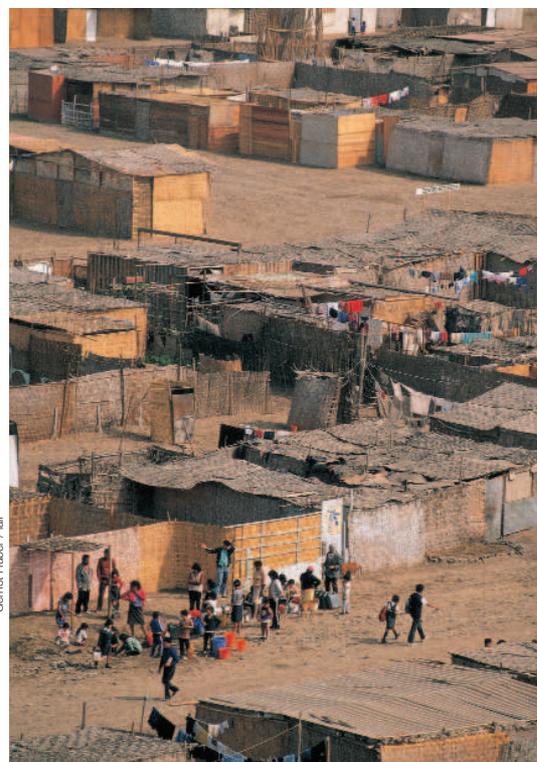
Nach zehn Jahren autokratischer Herrschaft unter Fujimori und nach einer kurzen Übergangsregierung hat Peru seit einem Jahr eine neue demokratische Regierung. Mit Toledo ist der erste indio-stämmige Präsident an die Spitze des Staates gewählt worden. Neben der wirtschaftlichen Reaktivierung sind es vor allem die Konsolidierung der Demokratie und der Respekt vor den Institutionen, die Peru zu schaffen machen.

Von einer eigentlichen «Kultur des Überlebens» spricht der peruanische Schriftsteller Alonso

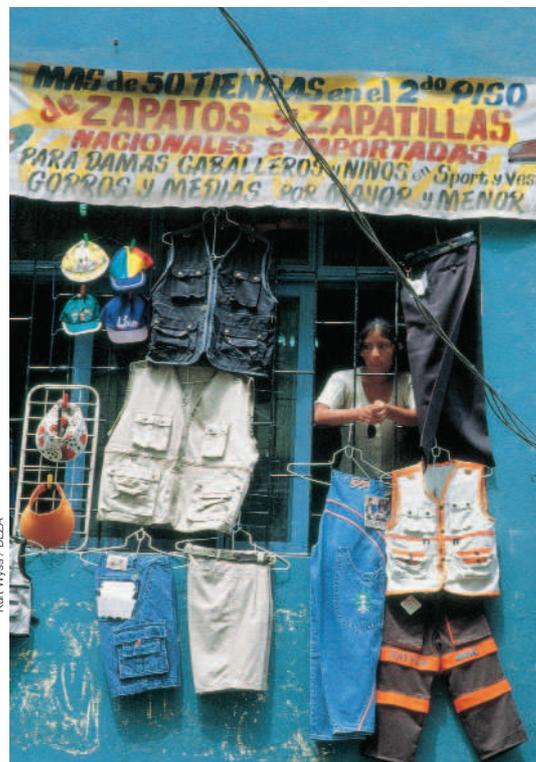
Cueto, wenn er den Zustand seines Landes beschreibt. Gefangene der widerlichen wirtschaftlichen Umstände, bleibe den Peruanern nichts anderes übrig, als in allen Lebenslagen praktische Intuition zu entwickeln. In Autowerkstätten werden eifrig alte Ersatzteile an neue Modelle angepasst, Familienväter zimmern an eigenen Möbeln herum und hausierende Gemüsehändler und Altglassammler basteln auf ihren Dreirädern Lautsprecheranlagen zusammen, die mit Autobatterien betrieben werden.

Cueto macht auf die schwarzen Seiten dieser Kultur aufmerksam. Da es sich um einen eigentlichen Überlebenskampf handle, würden häufig jegliche Regeln vergessen. Chauffeure von Kleinbussen verletzen die Verkehrsregeln noch und noch, verzweifelt auf der Suche nach einem einzelnen Passagier am Strassenrand; Dokumente und Stempel werden gefälscht, Beamte lassen sich bestechen. «Die Kultur des Überlebens verwandelt sich in eine Kultur der Korruption und schafft ein System des Zusammenlebens, wo wir alle Regelverstöße als normal zu akzeptieren bereit sind», sagt Cueto. Nur so kann er sich das Funktionieren des schamlosen Korruptionssystems unter Fujimoris alter ego, Geheimdienstmann Vladimiro Montesinos, erklären. Niemand habe die betrügerischen Methoden in Frage gestellt, weil diese Methoden eben in der peruanischen Gesellschaft verbreitet gewesen seien, meint Cueto. Er hofft, dass das abschreckende Beispiel von Montesinos Peru helfen werde, die Überlebenskultur in eine Lebenskultur zu verwandeln. ■

* Richard Bauer ist Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung in Lateinamerika



Gernot Huber / laif



Kurt Wyss / DEZA

Peru und die Schweiz: Stärkung der marginalisierten Bevölkerung

(bf) Die Schweizerische Entwicklungszusammenarbeit ist seit Beginn der sechziger Jahre in Peru tätig. Dominierten damals vieh- und landwirtschaftliche Projekte die bilateralen Beziehungen, erhielten in den letzten Jahren ausbildungs-, prozess- und marktorientierte Themen wie die Berufsbildung, gute Regierungsführung oder Vermarktung von andinen Produkten sowie die Versorgung von ärmeren Bevölkerungsschichten mit sozialen und produktiven Dienstleistungen für die lokale Entwicklung zunehmend Gewicht. Das Programm für die Entwicklungszusammenarbeit mit Peru umfasst sowohl die Aktivitäten der DEZA als auch diejenigen des Staatssekretariats für Wirtschaft (seco). Das Koordinationsbüro in Lima betreut dabei ein jährliches Budget von rund 14 Millionen Franken.

Die inhaltlichen Programmschwerpunkte:

Gute Regierungsführung: Mehr und mehr verbreitet sich die Erkenntnis, dass der extreme Zentralismus eines der grössten Entwicklungshemmnisse für Peru darstellt. Deshalb fördern verschiedenste Projekte die Stärkung dezentraler Strukturen sowie rechtsstaatlicher Grundsätze.

Beschäftigung und Einkommen: In diesem Bereich finden sich sowohl Aktivitäten des seco als auch der DEZA. Handels- und wirtschaftspolitische Massnahmen entlang der gesamten Produktionskette (Produktion/Verarbeitung/Vermarktung/Export) tragen zu einer nachhaltigen und integrierenden wirtschaftlichen Entwicklung bei. Gleichzeitig fördern und helfen sie Arbeitsplätze zu sichern und neue zu schaffen.

Dienstleistungen für die lokale Entwicklung: In den abgelegenen Bergregionen der Anden stellt der fehlende Zugang zu Basisdienstleistungen ein schwerwiegendes Entwicklungshindernis dar. Auf sozialer Ebene zielt die Unterstützung auf die Stärkung der lokalen Kapazitäten zur langfristigen Sicherstellung der Trinkwasserversorgung. Im Hinblick auf den Aufbau eines ganzheitlichen Systems zur nachhaltigen Nutzung der natürlichen Ressourcen werden gleichzeitig neue Formen der Zusammenarbeit zwischen öffentlichen und privaten Akteuren sowie zwischen Zentralstaat und Gemeinden gefördert.

Aus der Geschichte

Entlang der Küste und im Andenhochland entstehen und verschwinden im Verlaufe der Jahrtausende hoch entwickelte Kulturen. 100-800 n.Chr. blüht in den Taloasen Nordperus die Kultur der Moche während im Süden die Nasca-Fürsten mit ausgeklügelten Bewässerungssystemen die Wüste fruchtbar machen. 500-1100 entstehen zwei ausgedehnte Reiche, das eine mit Zentrum in Wari bei Ayacucho, das andere auf dem heute bolivianischen Altiplano in Tiwanaku. Ausgehend von Cusco beginnt 1438 der Aufstieg der Inkas vom kleinen Gebirgsfürstentum zum mächtigen Imperium. Deren Reich, das nach den vier Himmelsrichtungen unterteilte Tahuantinsuyu, erstreckt sich auf dem Höhepunkt über 5000 Kilometer von Südkolumbien bis nach Santiago de Chile.

1532 Einbruch der spanischen Conquistadores unter Francisco Pizarro. Auf die Mauern der Inka-Paläste bauen die Spanier ihre Residenzen, auf die Mauern der Tempel ihre christlichen Kirchen.

1542 Einrichtung des spanischen Vizekönigreiches mit Hauptsitz Lima.

1780-81 Indioaufstand unter Túpac Amaru gegen die Kolonialherrschaft.

1821 Unabhängigkeitserklärung. 1824 folgt die Kapitulation des letzten Vizekönigs nach der Entscheidungsschlacht bei Ayacucho. Peru wird Republik.

1879-1884 Pazifikkrieg mit Chile. Die chilenische Armee rückt bis nach Lima vor.

1968-1975 Revolutionäre Militärregierung unter General Juan Velasco Alvarado. Wichtige wirtschaftliche und soziale Reformen.

1979 Demokratische Verfassung.

1980 Die maoistische Guerillabewegung «Leuchtender Pfad» erklärt den bewaffneten Aufstand.

1985 Der junge Linkspolitiker Alán García Pérez wird Präsident. In seine Amtszeit fallen Wirtschaftskrise, Hyperinflation und verstärkter Guerillakrieg.

1990 Alberto Fujimori, Sohn japanischer Einwanderer, wird zum Präsidenten gewählt. Mit einem Selbstputsch schaltet er 1992 Parlament und Gerichte aus.

1992 Verhaftung des Führers des «Leuchtenden Pfades» Abimael Guzmán alias Presidente Gonzalo in einem Versteck in Lima. Niedergang der Guerilla.

1996 Geiselnahme der MRTA-Rebellen in der japanischen Botschafterresidenz.

2000 Fujimori wird in gezinkten Wahlen wieder gewählt. Ein Korruptionsskandal um seinen Geheimdienstberater Vladimiro Montesinos führt zu seiner Flucht nach Japan und der Absetzung. Übergangsregierung unter Valentín Paniagua.

2001 Im zweiten Wahlgang gewinnt der indio-stämmige Ökonom Alejandro Toledo gegen Alán García Pérez die Präsidentschaft.

Name
Republik Peru

Hauptstadt
Lima
7 Millionen Einwohner

Bevölkerung
27,5 Millionen, davon leben 73% in Städten

Ethnien
Amerindianer 45%,
Mestizen (Amerindianer und Weisse) 37%,
Weisse 15%
Schwarze, Japaner,
Chinesen und andere 3%

Sprachen
Spanisch (offiziell)
Quechua (offiziell)
Aymara

Fläche
1 285 220 km²

Währung
Nuevo Sol

Kommunikation
Feste Telefonanschlüsse:
1 676 900
Mobiltelefone: 1,6 Mio
Haushalte mit TV: 91 %
Haushalte mit Computer:
7 %
0,7 Internetanschlüsse auf
1000 Einwohner

Entwicklungsindikatoren
Rund die Hälfte aller Peruaner lebt unterhalb der Armutsgrenze; 4,5 Millionen leben in absoluter Armut; Index der menschlichen Entwicklung (Uno): Platz 73 von 162 Ländern

Beschäftigung
Arbeitslos 7,4%
Unterbeschäftigt 42,9%

Wichtigste Exportprodukte
Gold, Kupfer, Fischmehl, Textilien, landwirtschaftliche Produkte



Leben in Peru

*Peru ist eines der vielleicht am stärksten ausgegrenzten Länder Amerikas und der Welt.
Der vorliegende Text zeigt uns eine sehr peruanische und, wer weiss, vielleicht auch weltweite Realität.*



Luz Villanueva Tena

lebt in San Juan de Lurigancho, dem bevölkerungsreichsten Distrikt von Perus Hauptstadt Lima. Die 17-Jährige ist die zweite von drei Geschwistern und bildet sich gegenwärtig als Näherin im staatlichen Berufsbildungszentrum Centro Educativo Ocupacional Promae Rimac aus, welches von der DEZA im Rahmen eines Berufsbildungsprojekts unterstützt wird. Mit der Ausbildung zur Näherin möchte sich Luz Villanueva Tena später ihren Traum finanzieren, nämlich Kindergärtnerin zu werden.

In Peru zu leben ist nicht schwer.

Es hat wunderbare Orte, die man mit Freunden besuchen kann, und schöne Stätten, die meine Seele erfreuen.

Seine köstliche Nahrung ist attraktiv und bemerkenswert, es hat überlieferte Gebräuche und Traditionen.

In Peru zu leben ist nicht schwer.

Trotz seiner Fehler und seiner Leiden und seiner grossen Korruption, die uns manchmal ärgert. Trotz seiner schlechten, irrtümlich gewählten Regierung, die es sich sehr leicht macht und uns uns selbst überlässt.

In Peru zu leben ist nicht schwer.

Trotz Arbeitslosen, Bettlern und Entehrten können wir überleben in dieser unmenschlichen Welt. Trotz Ungerechtigkeit, Terrorismus und Ausgrenzung leben wir in der Hoffnung auf den peruanischen Triumph.

In Peru zu leben ist nicht schwer.

Denn es gibt auch Schönes, weil wir es uns vorstellen können, denn es gibt gute und manchmal erfreuliche Menschen. Denn trotz des Unglücks und trotz der Härte ist das Volk optimistisch und denkt nicht an Niederlage.

In Peru zu leben ist nicht schwer.

Denn der Wechsel ist nah, wir hoffen auf einen neuen Weg, wir müssen die Erziehung für unsere Zukunft verbessern. Denn die Welt sieht uns, wie wir sind und wie wir sein werden, ein grosses Land, trotz seiner Armut.

In Peru zu leben ist nicht schwer.

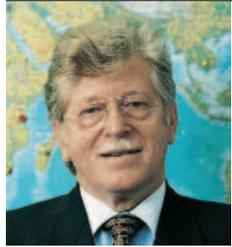
Ich bin eine sehr ehrsame und sehr peruanische Bürgerin, ich werde für die Grösse eines amerikanischen Landes kämpfen. Zusammen werden wir uns durchsetzen, nicht mit Waffen, sondern mit Händen.

Aber ich will erwähnen, dass der Triumph nicht nur ein Triumph Perus sein darf, sondern ein Triumph der Welt, der Götter und des Menschen.

(Aus dem Spanischen)



González / latif



Wirtschaft und Staat Berührungspunkte abbauen – zum Vorteil aller

Private-Public Partnership ist kein Modewort, sondern Inbegriff des gemeinsamen Angehens von Lösungen in Entwicklungsvorhaben. Der Ansatz gründet in der Einsicht, dass privatwirtschaftliche Unternehmen und staatliche Stellen ihr Wissen, ihr Können und ihre Mittel komplementär für eine gemeinsame Aufgabe einbringen. Das macht dann Sinn, wenn dadurch die zu erzeugende Wirkung besser ausfällt, als wenn es ein Partner alleine tun würde. Klar ist, dass ein Unternehmen Profit machen muss, um überleben zu können. Ebenso klar ist, dass die Entwicklungszusammenarbeit Wirkung erzielen muss, sonst hat sie versagt und verliert an Glaubwürdigkeit.

Nichts liegt also näher als unterschiedliche Kräfte auf ein gemeinsames Ziel auszurichten. Leistungen von Unternehmen sind gefragt, Aufträge in Entwicklungsprogrammen auszuführen und dafür inklusive dem unternehmerischen Risiko angemessen entschädigt zu werden. Unternehmen können aber auch ein Teil ihres Gewinnes für die Realisierung sozialer Projekte ohne materiellen Gewinn einsetzen. Firmen können zudem ihr Wissen zugänglich machen und ihr «do how» mit staatlichen Akteuren teilen, bzw. für eine gemeinsame Sache einsetzen. Voraussetzung ist immer, dass das angestrebte Ziel ein Beitrag zur Entwicklung und nicht Selbstzweck ist.

Eigeninteressen müssen also dem gemeinsamen Entwicklungsziel untergeordnet werden. In den letzten Jahren hat sich gezeigt, dass immer mehr Unternehmen offen sind, solche Partnerschaften einzugehen. Das ist gut so und legt Zeugnis ab für die Übernahme von Mitverantwortung. Es kann aber auch Ausdruck sein für ein gewachsenes

Verständnis gegenüber Entwicklungsanliegen und dem Sinn solcher Arbeit.

Noch vorteilhafter ist es, wenn die Offenheit für Anliegen der Entwicklung Teil der Unternehmenskultur wird und auch die Belegschaft solche Einsätze als Mehrwert für die Identifikation mit ihren Unternehmen betrachtet. Auch die traditionellen Akteure der Entwicklungszusammenarbeit können von Unternehmen viel lernen. Wenn durch solche Partnerschaften eine bessere Wirkung erzielt wird, gewinnt auch die Sache, um die es geht. Dann haben wir es mit einer «triple win»-Situation zu tun und die streben wir als Voraussetzung für Erfolg an. Und Erfolg brauchen unsere Partnerländer und wir, damit die grossen anstehenden Probleme nachhaltig gelöst werden können. ■

Walter Fust
Direktor der DEZA

Das Desaster in Bahnen lenken

Für die einen sind Vulkanausbrüche prächtige Naturschauspiele, für die anderen bedeuten sie Tod und Zerstörung. Insbesondere in den ärmsten Ländern der Welt, wo kaum auf Prävention gesetzt wird, haben sie für die von Hunger und Leid geschwächten Menschen fatale Folgen.



Goma, Januar 2002

Vulkankette Virunga

Die Vulkankette Virunga, die sich zwischen Ruanda und der Demokratischen Republik Kongo erstreckt, verläuft entlang des westlichen Ausläufers des ostafrikanischen Riftsystems, nördlich des Kivu-Sees. Sie besteht aus acht gewaltigen Vulkanen. Zwei davon, der Nyiragongo und der Nyiamulagira, sind noch heute aktiv. 1977 kam es bereits zu einem Ausbruch des Nyiragongo. Damals starben etwa 500 Menschen.

(mr) Eigentlich wäre die Lage der kongolesischen Stadt Goma paradiesisch: Auf der einen Seite die stillen blauen Wasser des Kivu-Sees, einer der schönsten Seen Afrikas, und auf der anderen die dunklen Bergmassive der Vulkankette Virunga, die an der ruandisch-kongolesischen Grenze bis zu 4500 Meter hochsteigen und eine reiche Flora und Fauna beherbergen. Doch eben diese Lage ist Goma am 17. Januar dieses Jahres zum Verhängnis geworden: Der Ausbruch des Nyiragongo-Vulkans hat Hunderttausende von Menschen in die Flucht getrieben und mindestens Hundert in den Tod gerissen.

200 Millionen Kubikmeter Lava haben sich in die Tiefe ergossen. Die glühenden, bis zu zwei Meter hohen und über 50 Meter breiten Lavamassen des

Nyiragongo zogen eine Schneise der Verwüstung durch die 15 Kilometer entfernte Stadt Goma, deren Stadtzentrum zu drei Vierteln zerstört wurde. Von den 500 000 Einwohnern mussten vorübergehend rund die Hälfte über die nahe Grenze nach Ruanda fliehen. Weitere 180 000 flohen in die Region Sake, ein westlich von Goma gelegenes, seit Jahren unsicheres und stark umkämpftes Konfliktgebiet.

Vom Krieg bereits hart getroffen

«Die Situation vor Ort war absolut chaotisch. Wenige Tage nach dem Ausbruch, als die Erde noch immer bebte, war bereits ein Grossteil der Geflüchteten aus Angst vor Plünderungen wieder in die verwüstete Stadt zurück gekehrt, und muss-

te mit Nahrungsmitteln und medizinisch versorgt werden», sagt Alain Pasche. Der Geologe von der Fachgruppe Vorbeugung und Prävention des SKH wurde von der DEZA nach dem Ausbruch des Nyiragongo der Uno-Hilfsorganisation UNDAC (United Nations Disaster Assessment and Coordination) als Experte zur Verfügung gestellt. Er kümmerte sich in Goma um die Risiko-Evaluation und koordinierte die Informationen zwischen den Vulkanologen und den vielen bereits anwesenden Organisationen der Humanitären Hilfe.

«Die Situation war wirklich hoch komplex, denn der Ausbruch des Nyiragongo war nur ein weiteres Übel, das die Menschen in dieser Region traf», sagt Pasche. In der Tat liest sich die jüngere Geschichte Gomas wie eine Chronik des Schreckens, in der Naturkatastrophen und kriegerische Ereignisse einander abwechseln. Laut unbestätigten Quellen hat der Krieg im Kongo seit 1998 direkt oder indirekt bereits 2.5 Millionen Menschen das Leben gekostet und weitere 2.3 Millionen interne Vertriebene und 370 000 Flüchtlinge geschaffen. Viele dieser intern Vertriebenen hatten in der Region von Goma Unterschlupf gefunden.

sondere in armen Ländern noch zu wenig auf die Prävention von Vulkanausbrüchen gesetzt. Prävention sei nicht spektakulär und deshalb hätten arme Länder Mühe, das nötige Geld dafür aufzutreiben. Dabei brauche es gar keine kostspieligen Observatorien. Schon mit einfachen Mitteln sei eine gewisse Präventionsarbeit möglich.

Rund um den Nyiragongo gab es vor dem Ausbruch zwar einige Messstationen, doch die Wartung der Messgeräte war dort, wo diese nicht gar gestohlen worden waren, vernachlässigt und das zuständige Personal wurde schon seit Monaten nicht mehr für die Arbeit bezahlt. «Damit die Prä-



ventionsarbeit nachhaltig ist, müssen lokale Vulkanologen, die die Geschichte des Vulkans kennen und seine Signale interpretieren können, nun die Führung übernehmen und dafür müssen sie selbstverständlich bezahlt werden», unterstreicht Wagner.

Einfach und verständlich

Wann der Nyiragongo wieder ausbrechen wird, ist noch unklar, doch die fortlaufenden Beben in der Region lassen nichts Gutes erwarten. Um so wichtiger ist die Präventionsarbeit und eine effiziente Koordination zwischen den anwesenden Vulkanologen, den Hilfsorganisationen und den Einheimischen. Die Informationen an die Bevölkerung müssen möglichst einfach und verständlich sein. Deshalb erwägt man zurzeit in Goma ein Flaggen-Warnsystem. Eine grüne, gelbe, orange oder rote Flagge auf dem Mount Goma soll der Bevölkerung signalisieren, ob sie sich sicher fühlen kann oder ob der Zeitpunkt gekommen ist, die Stadt zu verlassen. Wichtig ist laut den Experten vor Ort zudem das Vermeiden von Gerüchten, die die Bevölkerung zu panischen Reaktionen führen könnte. ■

Massnahmen der DEZA in Goma

Die Situation in Goma hat die DEZA zu folgenden Massnahmen veranlasst:

- Der Uno-Hilfsorganisation UNDAC (United Nations Disaster Assessment and Coordination) wurde ein Geologe zur Verfügung gestellt.
- Die Sektion Afrika stellte für Sofortmassnahmen eine Kreditlinie bereit.
- Der DEZA-Koordinator in Ruanda begab sich nach Goma und unterbreitete bereits am 19. Januar konkrete Vorschläge zur Finanzierung von Sofortmassnahmen.
- Ein Logistiker wurde nach Goma entsandt. Die DEZA gewährte bisher finanzielle Beiträge an Nothilfprogramme in Goma für insgesamt 1.2 Millionen Franken und beteiligt sich zudem an Wiederaufbau- und Präventionsprogrammen.



Auf einheimische Vulkanologen setzen

Im Nachhinein stellt sich die Frage: Hätte der Ausbruch des Nyiragongo nicht vorausgesehen und somit viel zusätzliches Leid und Zerstörung verhindert werden können? Schliesslich können heute Vulkanologen Ausbrüche durch seismographische Messungen voraussagen und den Ausfluss der Lava auf dem Computer simulieren, so dass genaue Evakuierungspläne erstellt werden können. Wäre dies nicht auch in Goma möglich gewesen? «Theoretisch schon», meint dazu Jean-Jacques Wagner, Vulkanologe an der Universität Genf und Leiter der Fachgruppe Vorbeugung und Prävention. «Doch Menschen, die nichts zu verlieren haben, interessieren sich nicht so sehr um die Prävention», fügt Wagner bei. Heute werde insbe-

20 Frauen und die Bank steht

Informelle Finanzinstitutionen ermöglichen den ärmsten Frauen Bangladeschs den Zugang zu günstigen Kleinkrediten. Das Projekt der lokalen Nichtregierungsorganisation Ashrai wird von der DEZA unterstützt und von rund 44000 Familien sehr geschätzt.

Tribals: Arm und landlos

Armut ist in Bangladesch weit verbreitet und trifft mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Unter den Armen sind die sogenannten «Tribals» – Mitglieder ethnischer Minderheiten – besonders benachteiligt, da ihnen elementare Rechte von der mehrheitlich bengalischen Gesellschaft abgestritten werden. Weil die «Tribals» landlos sind und ihr Alphabetisierungsgrad weit unter dem Durchschnitt liegt, finden sie oft nur als landwirtschaftliche Handlanger ein sehr niedriges und saisonales Einkommen.

Warum fördert die DEZA die Finanzsektor-Entwicklung und das Mikrofinanzwesen?

- Stabile Finanzsysteme, die eine breite wirtschaftliche und soziale Entwicklung stützen, sind eine unabdingbare Voraussetzung für wirtschaftliches Wachstum und für Entwicklung.
- Mikrofinanzsysteme haben sich als eine wirksame Strategie zur Bekämpfung von Armut bewährt. Ihr Potenzial ist sehr gross (bis zu 1,8 Milliarden Kunden!).
- Ein gesundes Spar- und Kreditwesen stärkt die Eigenständigkeit und das Selbstvertrauen von Frauen, Familien, lokalen Finanzinstitutionen, Regionen und Ländern.
- Mit ihrem zielgruppenorientierten Ansatz fördert die DEZA auch den Zugang von Klein- und Mittelbetrieben zu Finanzdienstleistungen.
- Das Spar- und Kreditwesen arbeitet, bei klarer Zielsetzung und professioneller Arbeitsweise, nicht mit Geschenken, sondern zielt auf Hilfe zur Selbsthilfe.



Toni Linder / DEZA

(mr) Wenn sich die Frauen des Distrikts Rajshahi im Nordwesten Bangladeschs zu einer Sitzung treffen, dann geht's meistens ums Geld. Sie sparen gemeinsam, und jede hat der Reihe nach die Möglichkeit, ein Darlehen aufzunehmen. Das Prinzip dieser informellen «Finanzinstitution» ist einfach. Es erfordert weder besondere Fachkenntnisse, noch müssen die «Bankerinnen» schreiben können, denn die Kontenführung beschränkt sich auf das Nötigste. Gerade deshalb sind die «Rotating Savings and Credit Associations» (ROSCA) in vielen Entwicklungsländern verbreitet. Für die ärmsten Bevölkerungsschichten bedeuten sie oft den einzigen Zugang zu Mikrofinanzierungen, ohne in die Hände von Wuchern zu fallen.

Wichtiges Instrument im Kampf gegen die Armut

Im Nordwesten Bangladeschs machen bereits 44000 Familien von solchen informellen Finanzinstitutionen Gebrauch. Die ROSCAs werden hier von Ashrai, einer lokalen NGO, betreut. Ashrai arbeitet insbesondere mit Mitgliedern ethnischer Minderheiten, den sogenannten «Tribals»,

da diese zu den ärmsten Bevölkerungsschichten gehören. Die Situation der «Tribals» hat sich seit der Unabhängigkeit von Grossbritannien 1947 verschlechtert, so mussten viele nach Indien auswandern.

Die Familien, die beim Projekt mitmachen, schliessen sich zu Selbsthilfeorganisationen zusammen und Gruppen von 20 Frauen bilden gemeinsam ihre informelle «Bank». Die Frauen entscheiden dabei selbst wie sie vorgehen wollen, ob sie beispielsweise Zinsen verlangen sollen oder wieviel Geld eingeschossen und abgehoben wird.

«Die Mikrofinanzierung ist ein wichtiges Instrument im Kampf gegen die Armut und trägt im Falle dieser informellen Finanzinstitutionen in Bangladesch dazu bei, die Position der ärmsten Frauen zu stärken», sagt Véronique Hulman von der Sektion Entwicklungspolitik der DEZA. Die Frauen nützten die Kredite meist, um in schwierigen Situationen gerade noch über die Runden zu kommen: beispielsweise um das Dach flicken zu lassen, ein Kind in die Schule zu schicken oder etwa um die Kosten für eine Hochzeit zu decken. ■

Umweltfreundliche Kleingiessereien

(bf) Gratulation von oberster indischer Stelle für ein von der DEZA unterstütztes Umweltprojekt. Der Westbengalische Umwelt- und Informationstechnologie-Minister Manabendra Mukherjee sowie A.V. Lodha, Präsident der indischen Wirtschaftskammer, haben Ende April die Bharat Engineering Works – eine Demonstrationsanlage für Kleingiessereien im indischen Howrah – mit dem Umweltpreis «Environmental Excellence Award 2000–2001» ausgezeichnet. Die seit 1998 bestens funktionierende Demonstrationsanlage wird von der DEZA über die indische Nichtregierungsorganisation TERI (Tara Energy Research Institute) finanziert, welche die Anlage betreibt und mit verschiedenen technischen Ent-

wicklungen und Innovationen die indische Kleinguss-Industrie massgeblich in Sachen Energieeffizienz und Umweltverträglichkeit positiv beeinflusst. Rund eine Millionen Menschen arbeiten in Indien in Kleingiessereien, wo vorab Halbfertigprodukte für u.a. Elektromotoren, Automobilindustrie, Bewässerungsanlagen oder Lokomotiven hergestellt werden und deren Schmelzöfen in der Vergangenheit regelmässig wegen ihrer starken Umweltverschmutzung mit dem Gesetz in Konflikt gerieten.

Frau und Karriere in der DEZA

(bf) Ist es schwieriger Frauen zu finden als Männer, die Chefpositionen übernehmen wollen? Zu welchen Bedingungen sind die Frauen bereit, Chefin zu werden? Um diese Fragen zu

beantworten, hat das Frauennetzwerk der DEZA unter Leitung von Elisabeth von Capeller, Beauftragte für Chancenförderung von Frauen, vergangenes Jahr eine Umfrage bei 75 Frauen des mittleren und oberen Kaders der DEZA durchgeführt. Herausgekommen sind dabei ebenso überraschende wie wichtige Aussagen: So tragen beispielsweise die befragten Frauen, ob mit oder ohne Kind, durchschnittlich fast 70 Prozent zum Haushaltseinkommen bei. «Das beweist», sagt Elisabeth von Capeller, «dass die Frauen ihren Job nicht als willkommenen Nebenerwerb für die Familie ausüben, sondern hauptverantwortlich für das Einkommen sind.» Die Umfrage hat ganz klar gezeigt, dass Frauen durchaus Führung übernehmen wollen, allerdings unter der Bedingung, dass Familie und Privatleben

damit vereinbar sind (u.a. durch flexiblere Arbeitszeitmodelle etc). Eine weitere spannende Aussage: Die Karrieren von Frauen verlaufen im Gegensatz zu denjenigen der Männer nicht linear, d.h. sie weisen einen vielfältigeren beruflichen Werdegang auf. Kritik übten die Frauen u.a. an der immer noch «sehr männlichen Kultur» in der DEZA, was sich auch in den Erwartungen der Befragten niederschlägt: Gewünscht werden etwa eine konkrete Unterstützung der Vorgesetzten, teilbare Führungsmodelle, bessere Lösungen für Begleitpersonen bei der Arbeit im Feld. In den nächsten Monaten gehen verschiedene Sparten in der DEZA daran, die Resultate der Umfrage und insbesondere die Karriere hindernenden Faktoren konkret anzugehen.

Was eigentlich ist... öffentliche Entwicklungshilfe?

(bf) Die international verwendete Abkürzung APD (Aide publique au développement) oder ODA (Official Development Assistance) steht für die öffentliche Entwicklungshilfe eines Landes. Damit wird der Betrag bezeichnet, welcher ein Staat für seine Entwicklungszusammenarbeit pro Jahr aufwendet. Die öffentliche Entwicklungshilfe der Schweiz belief sich im Jahr 2001 auf 1531 Millionen Franken. Dieser Betrag umfasst die Gelder, welche Bund, Kantone und Gemeinden insgesamt für jene Entwicklungsländer eingesetzt haben, die auf der Liste der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung OECD aufgeführt sind. Den allergrössten Teil der öffentlichen Entwicklungsgelder der Schweiz setzen die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) – für Entwicklungszusammenarbeit, humanitäre Hilfe und die Zusammenarbeit mit den Ländern Osteuropas und der GUS – sowie das Staatssekretariat für Wirtschaft (seco) für wirtschafts- und handelspolitische Massnahmen ein.

Auf internationaler Ebene rechnet sich die APD in Prozent des Bruttovolkseinkommens eines Landes. Mit 0,34 Prozent (2001) des Bruttovolkseinkommens liegt die Schweiz knapp über dem EU-Schnitt von 0,33 Prozent. Der Bundesrat will die Quote bis zum Jahr 2010 auf 0,4 Prozent erhöhen. Mitte März dieses Jahres einigten sich die 15 Mitgliedstaaten der EU in Barcelona darauf, dass ab dem Jahr 2006 jedes EU-Mitglied mindestens 0,39 Prozent seines Bruttovolkseinkommens den ärmsten Ländern

der Dritten Welt zur Verfügung stellen muss. In den 90er-Jahren haben die in der OECD zusammengeschlossenen wichtigsten Industrieländer ihre Beiträge an die Entwicklungsländer reduziert. 1988 beliefen sich die Nettozuflüsse auf 0,33 Prozent des Bruttovolkseinkommens. Im Jahr 2001 betrug dieser Anteil nur noch 0,22 Prozent. Im selben Jahr ist die Entwicklungshilfe gegenüber dem Vorjahr um nominal 4,5 und real 4 Prozent auf 51,3 Milliarden Dollar geschrumpft.



Einkaufen für eine gerechtere Welt

Nirgends in Europa ist der Faire Handel so erfolgreich wie in der Schweiz. Dahinter stecken 25 Jahre harte Überzeugungsarbeit Tausender Freiwilliger. Heute sind Fair Trade-Produkte ganz selbstverständlich in den Gestellen von Fachgeschäften und Grossverteilern zu finden. Von Stefan Hartmann*.

Gertrud Meyer kann ihren Stolz kaum verhehlen. Im «Showroom» der Firma claro fair trade AG in Orpund zeigt die Geschäftsführerin dem Besucher die neusten Produkte im Food-Sortiment: Bioschoggi-Stängel mit Kakao einer Genossenschaft aus Bolivien; Mango-Nektar einer Produktionsgemeinschaft in Burkina Faso und alte Reissorten von Kleinbauerngruppen aus Thailand und Laos. «Unter den 1200 Produkten gehört der Reis zu

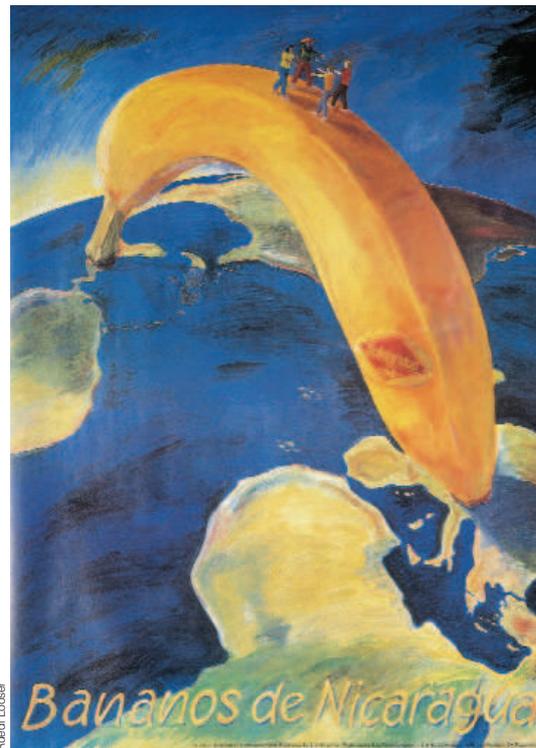
vorsichtige Aufbruchstimmung. Zum Debakel hatten krasse Managementfehler geführt, die nach der Umwandlung der Importgenossenschaft OS3 in die Aktiengesellschaft claro fair trade AG (1997) gemacht wurden. Mit Unterstützung der DEZA konnte eine Beraterfirma zugezogen und ein Businessplan aufgegleist werden. Der Personalbestand wurde in der Folge auf einen Drittel verkleinert; heute teilen sich 30 Angestellte in zwei Dutzend Vollzeitstellen.

«Das war ein brutaler Schnitt», erinnert sich die claro-Managerin Gertrud Meyer. Die meisten der heutigen claro-Crew sind neu und motiviert. Auch im Verwaltungsrat sind mit Annemarie Holenstein oder Maya Doetzki erfahrene Fachfrauen mit viel Süd-Know how eingezogen. 1200 Aktionäre und Aktionärinnen – Private, Hilfswerke, Kirchgemeinden, Firmen und claro-Läden – schossen neues Kapital in Höhe von 2,82 Mio. Franken ein. Für das Geschäftsjahr 2001/02 hofft man, erstmals seit Jahren aus den roten Zahlen herauszukommen. Im vergangenen Jahre konnte claro einen Umsatz von 13 Millionen Franken verbuchen. Vier von fünf Franken wurden mit Nahrungsmitteln erzielt, der Rest mit Handwerks-Artikeln.

Am Anfang war die Jute-Tasche

Lange litt der gerechte Handel unter einem verstaubten Image. Die Idee eines «fairen» Handels entstand in den 70er Jahren unter der Erkenntnis des ungleichen Welthandels. Drittweltaktivisten aus Kirche und Hilfswerken wollten den benachteiligten Kleinbauern im Süden endlich eine Chance geben. Den Auftakt bildeten Ujamaa-Pulverkaffee aus Tansania und Jute-Tragtaschen aus Bangladesch; erste Dritte-Welt-Läden entstanden. 1977 wurde von entwicklungspolitischen Kreisen sowie Hilfswerken die Importgesellschaft OS 3 gegründet.

Die Produkte wurden von unzähligen Freiwilligen in kleinen Lokalen an zumeist schlechter Verkaufslage angeboten. Die Käuferschaft bildete eine



den Rennern von claro», erklärt Gertrud Meyer. Das liegt auch an der Verpackung. Zwei junge Designerinnen haben dem claro-Produkteauftritt ein frisches Outfit verpasst.

Das spricht durchwegs für den neuen Stil, der in der claro-Zentrale in Orpund seit der Neulancierung vor rund drei Jahren anzutreffen ist. Nach dem Beinahe-Konkurs von 1999 herrscht heute

60 Milliarden Dollar Verlust

Fairer Handel wäre in Europa gar nicht möglich ohne das Engagement von rund 100 000 vorwiegend weiblichen Freiwilligen! Vom Verkauf der Fair Trade-Produkte profitieren im Süden rund 800 000 Familien oder rund fünf Millionen Menschen. Die UNO-Organisation für Handel und Entwicklung (UNCTAD) schätzt den Verlust der Entwicklungsländer durch die diskriminierenden Massnahmen der Industrieländer gegenüber der Einfuhr hochwertiger Produkte aus dem Süden auf 60 Milliarden Dollar. Annähernd soviel, wie die OECD-Länder für die Entwicklungshilfe ausgeben.



Dolier, Deina / Max Havelaar-Foundation

kleine Schar Unentwegter. Wichtige Informationsarbeit wurde geleistet, etwa von den unvergesslichen «Bananenfrauen» um Ursula Brunner in Frauenfeld. Sie zogen mit Leiterwägeli voll Bananen durch die Strassen und berichteten über die lausigen Arbeitsbedingungen der Pflücker in Zentralamerika. Die Bananenaktionen bereiteten später den Boden für die heute so erfolgreichen Havelaar-Bananen. Deren Anteil am Schweizer Markt hat mittlerweile die 20-Prozent-Schwelle überschritten; beim Orangensaft und Kaffee sind es je rund fünf, und bei den Importblumen acht Prozent. Die Stiftung Max Havelaar entstand 1992 mit tatkräftiger Unterstützung durch die Hilfswerke und das damalige Bundesamt für Aussenwirtschaft, heute seco. Neun Produktgruppen mit dem Gütesiegel von Max Havelaar stehen heute in Coop-, Migros- oder Volgfilialen. Hier werden ungleich mehr Konsumenten erreicht als in den rund 450 Bio-, Welt- oder Quartierläden.

Neue Käuferkreise

Für die Pioniere des Fairen Handels war das Ernten der knochenharten Aufbauarbeit durch die Max Havelaar-Stiftung eine bittere Pille. Zumal Fairer



Guy Perrenoud (3)



Handel heute von vielen Konsumenten mit Havelaar gleichgesetzt wird. Zum Teil standen sich die Vorkämpfer der ersten Stunde aber auch selber im Weg: Während Jahren tobte in ihren Reihen ein ideologischer Streit um die breitere Vermarktung von Fair Trade-Produkten.

Der Erfolg der Fair Trade-Artikel beruht nicht nur auf einer «solidarischen» Käuferschaft. Der hohe Anteil an biologischen claro-Produkten hat in den 90er Jahren neue Kreise erschlossen: «Die wachsende Beliebtheit unserer Produkte hat auch mit dem Wellness-Empfinden junger Konsumenten zu tun», glaubt Gertrud Meyer. Pro Kopf der Schweizer Bevölkerung werden zwölf Franken im Jahr für (biologische) Fair-Trade-Produkte ausgegeben – soviel wie nirgends in Europa.

Für claro ist das Verhältnis zur «grösseren Schwester» Max Havelaar eine Emanzipationsfrage. Dank des Havelaar-Booms würden für claro «einige



Dider Dehez / Max Havelaar-Foundation



Jörg Böhmig / agenda



Guy Perrenoud (2)



nützliche Brosamen» abfallen, räumt Gertrud Meyer schmunzelnd ein. Darüber hinaus kooperieren die beiden in verschiedenen Belangen. So prüft Max Havelaar claro-Lieferanten vor Ort. «Unsere Ziele sind identisch», sagt Caterina Meier-Pfister von Max Havelaar, «beide wollen wir die Lage der Bauern und Arbeiter in benachteiligten Regionen der Welt verbessern». Max Havelaar wie claro bieten den Produzenten im Süden kostendeckende Preise, die über dem Weltmarktniveau liegen, ferner langfristige Handelsbeziehungen und teilweise Vorfinanzierung der Ernten. Nur in den «Werkzeugen» unterscheidet man sich: Während Max Havelaar in der Zertifizierung tätig ist – den Handel besorgen andere Partner, zum Beispiel die Grossverteiler –, führt der Verkaufsspezialist claro seine Artikel direkt aus 34 Ländern ein.

Claro – Chance im Fachhandel

Neben den 140 claro- und den 450 Bio-, Quartier- und Weltläden kann sich claro vor allem im «Restmarkt Havelaar», vor allem dem Fachhandel, positionieren. Bereits jetzt ist man beim anspruchsvollen Internet-Anbieter «Le Shop» sowie vielen Reformhäusern gut vertreten. Claro will aber auch «In»-Läden und den konventionellen Detailhandel erobern. «Unsere Chance ist die breite Palette von

1200 Fair Trade-Produkten, und das wollen wir in Windeseile kommunizieren», betont Gertrud Meyer siegesgewiss.

Preislich unterscheidet sich ein Fair Trade-Kaffee bei Coop deutlich von einem claro-Kaffee im claro-Laden: Bei claro kostet er rund das Doppelte. «Das rührt daher, dass wir sämtliche Kosten von Produkteentwicklung, Transport, etc. überwälzen müssen», erklärt Gertrud Meyer. Dagegen könne ein Grossverteiler ungleich höhere Quantitäten umsetzen und zugleich seine Produkte quersubventionieren.

«Wir möchten selbstbewusste Käufer überzeugen, dass Geld ausgeben für Fair Trade-Waren eine lustvolle Sache ist, die Genuss bereitet und kleine Leute im Süden profitieren lässt.» Für Caterina Meier-Pfister von der Havelaar-Stiftung ist der Faire Handel eine wichtige Voraussetzung für «mehr Frieden» auf der Welt. «Die tragischen Ereignisse vom 11. September 2001 haben viele Konsumentinnen und Konsumenten für die problematischen Seiten des Welthandels sensibilisiert. Sie wollen wissen, unter welchen Bedingungen Produkte hergestellt und gehandelt werden.» ■

** Stefan Hartmann ist freier Journalist im Presseladen Zürich*

Und wofür brauchen wir all dies?

In Europa werden afrikanischen Schriftstellern oft Fragen gestellt, die mir offen gestanden verfehlt erscheinen. Man will wissen, wie sie die «wahre Tradition» ihrer Ethnie reflektieren. Oder, wie es der im Exil oder in der Emigration lebende Schriftsteller schafft, Sprachrohr der traditionellen Werte seines Volkes zu sein.

Damit verlangt man vom Afrikaner etwas, was man von seinen europäischen Kollegen nicht fordert. Milan Kundera – der ausserhalb seines Landes lebt und nicht in seiner Muttersprache schreibt – wird nicht gefragt, wie er die authentischen Werte des tschechischen Volkes repräsentiert. Niemand fragt den in Spanien lebenden Nobelpreisträger José Saramago, wie treu er den Werten des portugiesischen Alentejo verbunden sei. Man geht davon aus, dass sie sich zur *conditio humana* äussern, und dass ihre Themen eine universale Dimension enthalten. Mir geht es hier um die Doppeldeutigkeit von Identitäten, von afrikanischen Identitäten. Der Zwang zu klassifizieren, was afrikanisch und nicht afrikanisch ist, stammt aus Europa und war das Geschäft von Anthropologen, die «Wesensmerkmale» anstatt

Prozesse zu identifizieren suchen. Die «Identitätsentdecker» scheinen mir den Seefahrern des 16. Jahrhunderts ähnlich: die einen hatten es eilig, unbekannte Territorien zu taufen, die längst ihren eigenen Namen hatten. Andere beeilten sich, Volksgruppen mit «Stamm», «Ethnie» und «Klan» zu bezeichnen, deren Umrisse nicht einmal die so Bezeichneten genau kannten.

Deswegen muss die eingangszitierte Frage selbst hinterfragt werden. Was die Leute wissen wollen, ist, wie «wirklich» afrikanisch ein bestimmter Autor ist. Aber niemand kann uns sagen, was «echt afrikanisch» sein soll. Warum müssen Autoren solche Identitätsausweise vorzeigen? Weil man sich nach wie vor die Produktion dieser Afrikaner als etwas vorstellt, das mit Anthropologie zu tun hat. Was sie produzieren, ist nicht Literatur, vielmehr eine Überschreitung dessen, was als «traditionell-afrikanisch» gilt.

Ich war kürzlich Mitglied einer Jury, die eine neue Nationalhymne auszuwählen hatte. Im Wettbewerb wurden alle möglichen Talente mobilisiert. Ich wusste von einem begabten Volksmusiker in einem Fischerdorf und bat ihn, eine Melodie vorzuschlagen. Der Mann sprach kein Portugiesisch und in der Sprache des Fischers gibt es keine Wörter wie Nation, Hymne, Verfassung, Republik. Plötzlich überraschte uns der alter Musiker mit der Frage:

Und wofür brauchen wir all dies überhaupt?

All dies, was?

All dies: Fahne, Hymne, Nation...

Ich muss gestehen, dass es mir schwer fiel, eine überzeugende Antwort zu geben.

Damit will ich nicht unser

Einbrechen in eine bestimmte Art von Modernität hinterfragen. Aber die Geschichtlichkeit von Begriffen sollte befragt werden. Rasse, Nation und Literatur, all dies ist mit der westlichen Geschichte verbunden. Heute schreiben unsere – nationalen – Schriftsteller fast ausnahmslos in Portugiesisch. Sie haben ihre Füße auf dem Boden einer der vielen «Nationen» (biologische Herkunft), und ihren Kopf im Staat. Genau dies bringt uns das gleichzeitige Gefühl der Identifikation und der Ungleichheit.

Wir haben Hymne und Fahne. Wir haben den Stolz, einen Eigennamen zu besitzen. Der Kampf um dieses Bürgerrecht hat uns viel Blut gekostet. Wir haben einen Namen, aber keine Individualität; wir sind die Afrikaner. Als ob in diesem Plural alles gleichwertig würde. Als ob Afrika kein Anrecht auf seine eigene kulturelle Vielfalt hätte.

Ich bin wie der Musiker-Fischer. Ich weiss nicht, wieso wir in diesen Kategorien – Nation, nationale Identität – denken müssen. Die Geschichte hat diese Gegebenheiten geschaffen. Klar: im Zeremoniell der Welt müssen Nationen sich in diesen Identität stiftenden Kleidern zeigen. Aber es wäre hilfreich, diese Kategorien mit einer gewissen Originalität selbst zu denken, und sie dem Rhythmus unserer eigenen Notwendigkeiten anzupassen. ■

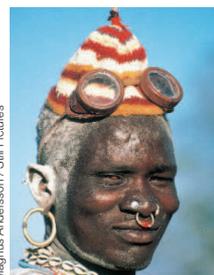
(Aus dem Portugiesischen)



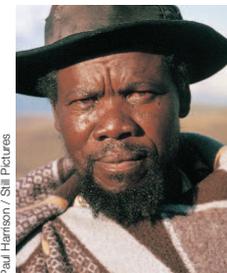
Mia Couto, 1955 in der zweitgrössten mosambikanischen Stadt Beira geboren, Sohn portugiesischer Einwanderer, sagt über seine Kindheit: «Bei uns zu Hause war Portugal und Europa, auf der Strasse Afrika.» Mia Couto begeisterte sich für den Befreiungskampf, nach der Unabhängigkeit 1975 war er Direktor der staatlichen Nachrichtenagentur, dann Chefredakteur des Wochenmagazins Tempo. Seit seinem Biologiestudium, Mitte der achtziger Jahre, setzt er sich für Umweltschutz und eine ökologische Landwirtschaft ein. Mia Couto lebt in Maputo und zählt zu den wichtigsten Schriftstellern in Mosambik und im portugiesisch sprachigen Afrika.



Marc Edwards / Still Pictures



Magnus Andersson / Still Pictures



Paul Hansen / Still Pictures



John Isaac / Still Pictures

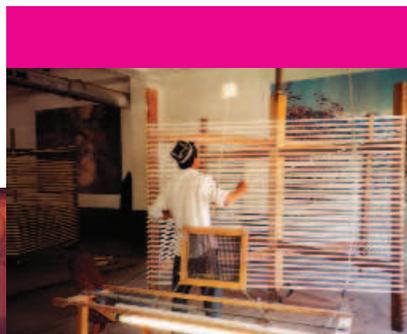
Von Shashmaqom und vielen Fragen

Künstler und Künstlerinnen aus allen Landesteilen und Volksgruppen zusammenführen und damit einen Neuanfang im kulturellen Leben des Landes signalisieren. Dies war das erklärte Ziel eines vom Koordinationsbüro der DEZA in Tadschikistan organisierten, dreitägigen Kulturfestivals. Eine Reportage von Thomas Burkhalter*.

KULTUR



Franz Frei (15)



Duschanbe, Tadschikistan, fünf Jahre nach dem Bürgerkrieg. «Als die Panzer im Bürgerkrieg durch die Strassen führen, haben wir Musiker gestreikt. Jetzt musizieren wir wieder. Wir sehen Licht; wer dies nicht tut und sich als Feind des Friedens aufspielt, wird den Zorn Gottes auf sich ziehen», erklärt der tadschikische Starsänger Djurabek Murodov zwischen zwei Liedern während dem Kulturfestival «Arzhang» (Renaissance). Das Publikum schenkt ihm Blumen.

Kurz zuvor, noch vor der Eröffnung des Festivals, fragen sich Muattara Bashirova und Daniel Züst vom DEZA -Koordinationsbüro in Duschanbe: «Werden die TV-Spots im tadschikischen Fernsehen Wirkung erzielen?», «Wer und wie viele Leute werden kommen?» Vieles ist im Ungewissen: «Wir wollten einen minima-

len Eintrittspreis verlangen und damit deutlich machen, dass Kultur ihren Wert hat. Der Vermieter des Konzerthauses hingegen betonte, dass die «heiligen Hallen» der ehemaligen kommunistischen Partei nur auf Einladung betreten werden könnten; so verteilten wir unzählige Einladungen und hoffen jetzt, dass nicht nur die Eliten Arzhang erleben werden.»

Von zuckersüß bis stampfend

Im und um den Konzertsaal trifft eine Flut von Eindrücken aufeinander: «Dies ist eine Bühne, kein Viehmarkt», schreit der tadschikische Bühnenchef kurz vor dem Auftakt via Mikrofon einer Volksmusikgruppe zu, «verbeugt Euch, lauft nicht einfach raus!» An einem Jugendfestival, fünf Autominuten entfernt, bewegen sich derweil Duschanbes Popsterne zu überlautem

Playback im Sportstadion. Ordnungshüter halten die beiwohnenden, frenetisch feiernden Teenager in Schach; wer tanzt, wird auf seinen Sitzplatz zurückgezogen – an den Ohren wenn's sein muss. Kultur- und Politmenschen beklatschen zur selben Zeit höflich die Eröffnungszereemonie. Gut Gekleidete werden ins Konzertgebäude eingelassen; ein Junge mit zerrissenen Kleidern hat draussen zu bleiben. Soll dem «Volk» die Vielfalt der eigenen Kultur vorenthalten bleiben? Drei Tage präsentieren erstklassige Sänger und Musiker aller Landesgegenden Shashmaqom-Kunstmusik, Folklore und eine strenge, russisch inspirierte Klaviermusik. Qualität und Vielfalt der ersten beiden Genres sind überwältigend, der pompöse Saal indes bleibt halbleer. Anders der Pop-Nachmittag, bei dem sich ein junges Publikum um die letzten



Plätze streitet. Junge Frauen mit Perücken, Make-up und gewagtem Outfit geben auf der Bühne zuckersüße Balladen und stampfende Techno-Nummern zum Besten. Vieles erinnert an den Grand Prix d'Eurovision, die qualitative Diskrepanz zu den heimischen Traditionen könnte eklatanter nicht sein. Was ist mit der Jugend Tadschikistans? Eine Expertenrunde aus Musikern, Musikwissenschaftlern und Kulturförderern, die auf Initiative der DEZA vielleicht zum ersten Mal überhaupt zusammengekommen ist, ignoriert die Frage: Sie debattiert darüber, wie der Maqom zu retten ist, fordert neue Schulhefte, den Bau eines Konservatoriums und möchte die staatliche Kultur-

Gipfeltreffen

Im Internationalen Jahr der Berge hat die DEZA ein kulturelles Gipfeltreffen produziert: Im einmaligen Projekt Tien-Shan-Schweiz Express treffen Musikschafternde aus dem Alpenraum auf ihre Kollegen aus Zentralasien und erforschen die Frage, wie «Berge verbinden». Zu hören sind Obertongesänge und die berühmte Pferdekopfgeige aus der Mongolei, Epensänger aus dem Altai, die Maultrommel Temir und die Laute Komuz aus dem Tien Shan (Kirgistan). Alpenseits wirken das Appenzeller Hackbrett, Schwyzer Örgeli, das Alphorn und urchige Jodler mit.

Die letzten Tourneedaten:

27.8. Mittagskonzert in der Villa Boveri Baden

28.8. Konzert an den Winterthurer Musikfestwochen

6.9. Abschlusskonzert und CD-Taufe im Schiffbau Zürich



förderung ausgebaut sehen. Selbst beim Thema «Tadschikische Kunst im Kontext der modernen Welt» wird nicht vom künstlerischen Nachwuchs gesprochen – er ist erst gar nicht zum Mitreden eingeladen. «Wir müssen den Popmusikern den richtigen Geschmack vermitteln», lautet der Konsens.

Entfachter Enthusiasmus

Es gilt, Strategien zu finden, das qualitative Gefälle zwischen dem vielfältigen Erbe und dem aktuellen Einheits-sound abzuschwächen. Durch striktes Verharren in Traditionen wird dieses Ziel nicht erreicht werden – selbst wenn die besprochenen Punkte zur «Rettung der

Musik» wichtig sind. Die Jugend will modern sein; sie sieht das Moderne ausschliesslich im Westen und merkt nicht, dass ihre Musik dort längst passé ist. «Wie kann tadschikische Musik aktuell sein und doch auf Eigenem basieren?», scheint eine der zentralen Fragen zu sein. Verfügt der Nachwuchs über Rahmen- und Förderungsbedingungen, die es ihm erlauben, seine Vision der Zukunft zu zeichnen? Oder finden junge Musiker ihren Weg ohnehin autonom? Wie funktioniert die einheimische Musikindustrie? Welchen Einfluss haben TV und Radio? Wie steht es um Redefreiheit und Zensur? Der Weltmusik-Markt wäre offener denn je für moderne, eigenständige Sounds aus einer «fremden» Welt – man schaue sich die Erfolge indischer und pakistanischer Musiker an, die mit Tabla-

Trommeln und Elektronik experimentieren.

Das Kulturfestival hat der lokalen Bevölkerung drei Tage lang mitreissende, meist qualitativ hoch stehende Konzerte offeriert und gleichzeitig Fachleuten eine Plattform geboten, über Fragen der Kulturpolitik zu diskutieren. Wenn der Enthusiasmus, den Arzhang bei allen Beteiligten entfacht hat, in kulturpolitische Fakten umgesetzt werden kann und nicht einfach wieder hinter den grossen wirtschaftlichen Problemen Tadschikistans verschwindet, haben die Veranstalter ganz Grosses geleistet. ■

** Thomas Burkhalter ist Musikethnologe und freischaffender Kulturjournalist*

Zum Stellenwert der Kultur

Abseits des Festivals Arzhang geäusserte Meinungen lassen Zweifel aufkommen, dass die guten Ideen der Expertenrunde in die Realität umgesetzt werden können. Umed Babakhanov, Chefredaktor der unabhängigen tadschikischen Zeitung «Asia Plus», ist einer von vielen, der betont, das Interesse der Bevölkerung für Kultur sei nach dem Bürgerkrieg gering: «Es geht ums Geld, nicht um die Kultur.» Eine Mitarbeiterin der Kulturabteilung des Präsidenten sagt ähnliches: «Die Kultur besitzt zur Zeit keinen allzu grossen Stellenwert – auch wenn sich der Präsident vor kurzem für die Wichtigkeit der Maqom-Musik ausgesprochen hat. Die finanzielle Unterstützung vom Staat ist minim, die Kulturszene lebt in erster Linie dank der Hilfe ausländischer Organisationen.»

Kulturförderung öffnet Türen

Seit fünf Jahren unterstützt die DEZA in den neuen Partnerländern Zentralasiens auch deren kulturelle Entwicklung. Der Basler Franz Frei ist seit Beginn externer Berater dieses neuartigen Programms. Sein Erfahrungsbericht.



Es begann in Kirgistan im Jahre 1997 mit Pioniergeist und ungestümen Ideen: Entwicklungszusammenarbeit wäre einseitig, materialistisch und rational. Kulturelle Zusammenarbeit sollte diese Ungleichheit ausgleichen und immaterielle Werte einbringen, Vertrauen und gegenseitigen Respekt schaffen und der Angelegenheit eine menschliche Wärme und lustbetont kreative Komponente verleihen. Man wollte ohne grosse Kompromisse auf hohem Qualitätsniveau zusammen arbeiten. Die Kirgisen wären schliesslich keine Hinterweltler, sondern besässen eine grosse innere Kraft und Gelassenheit. Man könnte auch viel von ihnen lernen... Die Leitplanken hiesigen Gegenseitigkeit, Ebenbürtigkeit und Respekt. Heute betreibt die DEZA in Kirgistan, Tadschikistan und Usbekistan eigene – im Sektor Gouvernanz eingebettete – Programme zur Förderung einheimischer Kultur. Sie haben alle ein

gemeinsames Grundelement in ihren Oberzielen, nämlich die kulturelle Vielfalt zu fördern und zum Verständnis einer nationalen Identität als multikultureller Staat beizutragen. Die operationellen Schwerpunkte und die konkreten Erwartungen sind dagegen fein auf die Eigenheiten der verschiedenen Länder abgestimmt und unterscheiden sich dementsprechend.

Gestärktes Selbstbewusstsein

Bereits haben einzelne Kulturprojekte günstige Einflüsse auf andere, schwierigere gezeitigt und Türen geöffnet. Vertrauen und Selbstbewusstsein von manchen Partnern sowie Position und Image der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit sind gestärkt. Dazu trägt auch bei, dass es in jedem Koordinationsbüro

eine einheimische Programmbeauftragte für Kultur gibt und aktiv eine kreative Zusammenarbeit mit einheimischen Fachleuten für Planung, Implementierung und Evaluation gesucht wird. Bereits sind auch schon einzelne Lektionen gelernt. So können punktuelle Kulturereignisse ausgesprochen nachhaltig wirken und Kulturförderung muss selbst auch offen, demokratisch und zugänglich sein, was beispielsweise die beiden kirgisischen Kulturfachfrauen fordern, die das dortige Programm evaluiert haben. Die DEZA ist nun daran, die Rolle von Kultur in der Entwicklungszusammenarbeit zu definieren, ähnlich wie es in Schweden und Dänemark schon seit geraumer Zeit geschehen ist. Die konkreten Erfahrungen aus Zentralasien können dabei wertvolle Elemente liefern. ■

Einige Programmschwerpunkte

In Kirgistan (seit 1998) werden u.a. Plattformen für zeitgenössische Kunst, sowie für die einmalige kirgisische Erzählkunst (Manas) sowie die Herstellung, Reparatur und Wiederbelebung von professionellen Musikinstrumenten gefördert.

In Tadschikistan (seit 2000) werden u.a. neben der Unterstützung professioneller Musikschulen Plattformen für Musik, Film und bildende Kunst gesucht, um die Künstler zu vereinen und im In- und Ausland bekannt zu machen (siehe Seite 30/31).

In Usbekistan (seit 2002) werden u.a. die Wiederbelebung bedrohter Volkskünste (Keramik, Stickerei, Tanz, Musik von Minoritäten) sowie der transkulturelle Dialog mit den zentralasiatischen Staaten und Völkern gefördert.



Olivia Heussler

Frauenleben

(bf) Während den Bieler Fototagen zeigt die Zürcher Fotografin Olivia Heussler ihre Arbeit über Frauen, die sich in ihrer schwierigen Umgebung behaupten konnten. Unter den Frauen, die die Fotografin auf ihren Reisen durch Nicaragua, Türkei, Palästina, Pakistan und Rumänien traf, befinden sich bekannte und unbekannte Gesichter. Neben tanzenden Frauen aus Nicaragua oder einer Wäscherin aus Rumänien, sind auch die jüdische Ärztin und Psychiaterin Ruchama Marton, die Schriftstellerin Sumaya Farhat Naser oder die Ärztin Sima Samar, ehemalige Frauenministerin der afghanischen Übergangsregierung portraitiert. *Bieler Fototage, 6.9. bis 20.10.2002, «Frauenleben» in der Pasquart-Kirche, Seevorstadt 99a in Biel*

Forum cinfo

(bf) Am 7. September findet bereits das fünfte Forum cinfo statt, der alle zwei Jahre stattfindende Treffpunkt für Leute, die sich für die internationale Zusammenarbeit interessieren. Es bietet einen einmaligen und spannenden Platz zum Gedanken- und Informationsaustausch. Genau wie am vierten forum cinfo im Jahr 2000, als 65

Organisationen und rund 1000 Besucher und Besucherinnen teilnahmen, enthält das Programm neben den Informationsständen der teilnehmenden Organisationen auch dieses Mal wieder Vorträge, Diskussionen, Videopräsentationen und vieles mehr.

7. September im Kongresshaus in Biel

Focus Osteuropa

(bf) «Südosteuropa – Soziale Transition: Neue Armut oder Wohlfahrt?» – so lautet das Thema der Jahreskonferenz der Zusammenarbeit mit Osteuropa, welche am 5. November im Kongresshaus in Biel stattfinden wird. Verschiedene Workshops (u.a. Neue Armut und Transition; Unternehmen und soziale Verantwortung; Zugang zu Basisdienstleistungen; Burdensharing/Soziales Netz; Gemeindeforen) und Referate thematisieren die sozialen Begleiterscheinungen der oft schwierigen Transition, geht es doch grossen Teilen der Bevölkerung Südosteuropas derzeit schlechter als unter dem alten System. Neben der Situationsanalyse steht am Kongress die Frage im Zentrum: Was tut die Schweiz, um den Verarmungsprozess aufzufangen und zu einer erfolgreichen Entwicklung der Länder beizutragen? *Focus Osteuropa, am 5. November im Kongresshaus Biel. Die Teilnahme ist gratis. Auskünfte und Anmeldung bei der Sektion Medien und Kommunikation der DEZA, Tel. 031 322 44 12.*

Bildung und nachhaltige Entwicklung

(bf) Zehn Jahre nach der Konferenz von Rio ist «nachhaltige Entwicklung» wieder in aller Munde. Welche Rolle kommt dabei der Bildung zu? Und welchen Beitrag kann die Schule leisten auf dem Weg zu

einer zukunftsfähigen Gesellschaft? Ein nationaler Kongress unter dem Titel «Nachhaltige Entwicklung macht Schule – macht die Schule nachhaltige Entwicklung?» soll diesen Fragen nachgehen und die Rahmenbedingungen einer Bildung für eine nachhaltige Entwicklung klären. Getragen wird er durch verschiedene Bundesämter (u.a. DEZA und Buwal), die Erziehungsdirektorenkonferenz, Lehrerverbände sowie Institutionen und Organisationen in den Bereichen Umweltbildung, globales Lernen und Gesundheitsförderung. Der Kongress mit Referaten, Streitgesprächen, Workshops etc. wendet sich an Lehrpersonen, Bildungsfachleute und -politiker.

Nationaler Kongress «Nachhaltige Entwicklung macht Schule – macht die Schule nachhaltige Entwicklung?» am 28. und 29. November im Kursaal in Bern. Informationen: Stiftung Bildung und Entwicklung, 3001 Bern; Tel. 031 389 20 20; www.globaleducation.ch

Berge mit Pannendreieck

(gnt) Einen Kleber mit dem Matterhorn im Pannendreieck sieht man bereits allenthalben. Darunter der fragende Hinweis auf eine Website: www.does-it-matter-horn.ch Auf den wichtigsten Festivalplätzen des Sommers konnte man das selbe Motiv nicht übersehen – eine riesenhafte, aus Abfällen gebaute Kurzzeit-Skulptur mit Wirkung. Die Symbole stehen für eine topaktuelle Website zum Internationalen Jahr der Berge. Die Site bietet Informationen für Wissenshungrige, Biker, Filmliebhaber oder Bergfreunde. Die DEZA und das Bundesamt für Raumentwicklung ARE möchten damit Jugendliche und Junggebliebene bei ihren Sorgen um die Zukunft berühren, informieren, Alternativen zeigen, zum

Internet

Service

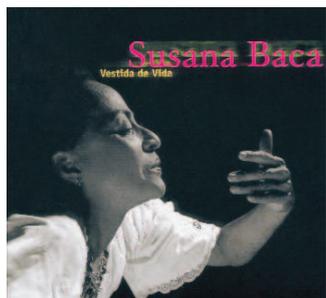
Ausstellung

Agenda

Mitdiskutieren und zum Handeln motivieren. Nachhaltige, d.h. harmonische Entwicklung von Wirtschaft, Gesellschaft und Umwelt ist indessen nicht nur für die Berggebiete der Welt der Schlüssel für eine lebenswerte Zukunft. Sie betrifft jeden und jede – und sie steht im Zentrum der Johannesburger UNO-Konferenz für Umwelt und Entwicklung, über welche www.does-it-matter-horn.ch ebenfalls informiert.

Faszinierendes Panorama

(er) Zärtlich-sanft und leidenschaftlich-klar, mal fröhlich, mal melancholisch, sowohl rhythmisch wie melodisch: Das ist die Stimme von Susana Baca, wenn sie zur Reise über ihre Heimatstadt Lima hinaus aufbricht nach Kolumbien, Venezuela, Uruguay, Brasilien, Puerto Rico, Kuba, Afrika und in die USA. Es ist ein musikalischer Trip, den die peruanische Sängerin bereits 1990 realisierte. Die damals eingespielte CD «*América... a Golpe de Tambor*» ist seit langem vergriffen. Unter dem Titel «*Vestida de Vida*» ist das Album neu aufgelegt worden. Der aktuelle Name (deutsch etwa «vom Leben bekleidet») steht für ein Bekenntnis zu den afrikanischen Wurzeln, zum «*Peru Noir*», aber auch für eine feine Anthologie oder für ein faszinierendes Panorama von Musikstilen der Anden respektive Lateinamerikas. Das sind auch die Qualitäten der CDs «*Eco de Sombras*» und «*Lamento Negro*», mit denen



Susana Baca die World Music-Charts eroberte.
Susana Baca: «Vestida de Vida» (Iris Music/Musikvertrieb); «Espíritu Vivo» (Luaka Bop/EMI)

Bergexpress

(gnt) Diesen Sommer tourte der einmalige Tien-Shan-Schweiz Express durch Schweizer Volksfeste und Musikfestivals (das Abschlusskonzert ist am 6. September im Moods Zürich zu erleben!). Rund 20 Musikschaffende aus den Tien-Shan-Bergen Zentralasiens, dem Altaï, der Mongolei und der Schweiz intonierten ein musikalisches Gipfeltreffen (siehe auch Seite 31). Wer dieses verpasst hat, kann sich das Erlebnis nun mit der Stereoanlage reinholen. Die CD wurde live am Paleo-Festival aufgenommen und widerspiegelt die erstaunliche, spannungsvolle Zusammenarbeit von Musikern aus dem Alpenraum, den mongolischen und kirgisischen Bergen und dem Altaï.
Tien-Shan-Schweiz Express: Berge verbinden! (Lawine/EMI)

Geist und Seele

(er) Da erklingen schwebend-schabende Saitenklänge von Gitarren und schelmische Akkordeonläufe. Da setzen faszinierende Stimmen der Morna ein, der balladesken kapverdischen Liedform. Da verschmelzen portugiesischer Fado, westafrikanische Funana, afrobrasilianischer Samba und argentinischer Tango «zu musikalischen Tagträumen im Dämmerlicht zwischen Lebenslust und Melancholie». Das dokumentieren eine der erfolgreichsten Worldmusic-CDs «*The Soul of Cape Verde*» und das Album «*The Spirit of Cape Verde*» als Ergänzung und Fortsetzung aufs Schönste. Sie bieten – anspruchsvoll verpackt und dokumentiert – einen gelungenen Querschnitt durch die



Musik des Volkes auf dem abge-schiedenen und karg spröden Archipel vor Westafrikas Küste. Darauf sind nicht nur bekannte Stars wie Cesaria Evora, Luis Morais oder Simentera vertreten, sondern auch viele Interpretinnen und Interpreten der jüngeren Generation.
«Soul & Spirit Of Cabo Verde» (Lusafrica / Musikvertrieb)

Liebevoll-kritisches Augenmerk

(er) Die Exilkubaner Ruzzo, Yozuel und Rolán bezirzen das



Publikum. Mit ihrem pffiffigen Mix aus afrokubanischer Musiktradition und HipHop-Moderne räumen die drei «*Orishas*» kräftig ab, ihr zweites Album «*Emigrante*» erhält Gold in der halben Welt. Sie schaffen es mit dieser heissen Mischung aus Rap, Son und Bolero auch anspruchsvolle und engagierte Inhalte mit ebensolcher Musik zu verbinden. So kommt ein schmelzendes Sonera-Organ ins Zwiegespräch mit einem gefühlstrunkenen Choro und seinen melodiosen Choruslinien, DJ-Scratches verbünden sich mit Kongas- und Bongosrhythmen, Maracas rasseln, die Stimme der Charanga-Flöte erhebt sich über kraftstrotzende Beats und Sound-Vibes. Der «*Buena Vista*

Youngster Club» zelebriert eine mitreissende Botschaft, mit einem liebevoll kritischen Augenmerk auf das heutige Kuba.
Orishas: «Emigrante» (EMI)

Geld gegen Umwelt

(bf) «Staudämme sind die Tempel des modernen Indiens», proklamierte Premierminister Nehru 1954, dessen Land heute mehr als 4000 Staudämme zählt. Seither sind Grosstaudämme zu einem Symbol für den Konflikt zwischen technokratischen und angepassten Entwicklungswegen geworden. Umstritten waren die Dämme immer und sind es immer noch. So hat sich die Weltbank unter dem Druck der öffentlichen Meinung von der Finanzierung grosser Staudämme zurückgezogen. Trotzdem finden sich immer wieder Geldkanäle, um Staudammprojekte zu speisen. Der Schweizer Peter Bosshard – einst Mitarbeiter der Entwicklungsorganisation Erklärung von Bern, heute Berater für internationale Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen – hat einen spannenden und informativen Bericht über die Kraftwerkfinanzierung am Beispiel Indien verfasst.

«*Power Finance*» von Peter Bosshard, zu bestellen bei: Erklärung von Bern; info@evb.ch

Hintergründiges zu Afghanistan

(bf) Schlagartig haben die Terroranschläge von verganginem Herbst in den USA Afghanistan in den Mittelpunkt des weltweiten Interesses gerückt. Das Buch «*Afghanistan – ein Land am Scheideweg*» der Buchreihe Strategie und Konfliktforschung stellt die jüngsten Ereignisse in einen grösseren Zusammenhang und gibt eine Übersicht über 20 Jahre Afghanistan-Politik

Moskaus und Washingtons. Die drei Autoren sind profunde und langjährige Afghanistan-Kenner: Silvia Berger ist Politikwissenschaftlerin, Dieter Kläy Doktor für politische Wissenschaften und Albert A. Stahel Professor für Strategische Studien an der Uni Zürich und Präsident des Stiftungsrates der Bibliotheca Afghana.

«Afghanistan – ein Land am Scheideweg» von Silvia Berger, Dieter Kläy, Albert A. Stahel; vdf Hochschulverlag ETH Zürich.

ET mit Strategie 2006

(bf) Das Staatssekretariat für Wirtschaft (seco) und die DEZA sind die beiden Ämter, welche mit der Ausarbeitung und Umsetzung der Schweizer Politik zur internationalen Entwicklungszusammenarbeit betraut sind. Nun hat der Leistungsbereich Entwicklung und Transition (ET), eines von acht Standbeinen des Staatssekretariats für Wirtschaft (seco) und verantwortlich für die Umsetzung der wirtschafts- und handelspolitischen Massnahmen zu Gunsten der Entwicklungs- und Transitionsländer, die Strategie 2006 erstellt. Diese «soll die Analyse und den Bezugsrahmen für den Beitrag des seco zur Politik der Schweiz in Sachen internationale Zusammenarbeit klären und verstärken».

Die Broschüre «Strategie 2006» des Leistungsbereichs Entwicklung und Transition des seco ist gratis auf Deutsch, Französisch und Englisch erhältlich bei: seco, Entwicklung und Transition, 3003 Bern;

info-et@seco.admin.ch,
Tél. 031 311 56 56

Sicherheit, Freiheit, globale Gerechtigkeit

(bf) Einmal mehr ist der Halbjahreszeitschrift Widerspruch mit ihrer neusten Nummer, nämlich Heft 42, ein spannendes, informatives und anspruchsvolles Schwerpunktthema gelungen, diesmal zum Thema «Sicherheit, Freiheit, globale Gerechtigkeit». Internationale und nationale Fachautorinnen und Referenten schreiben beispielsweise über die Weltsozialpolitik nach dem Sozialforum in Porto Alegre, über Gewalt und Geschlecht, Unsicherheit und Risiko oder Polizeigewalt und öffentlich Sicherheit.

«Sicherheit, Freiheit, globale Gerechtigkeit», Widerspruch Heft 42, im Buchhandel oder: Widerspruch, Postfach, 8026 Zürich;
Tél/Fax: 01 273 03 02;
www.widerspruch.ch

Frieden und Menschenrechte

«Schweiz global», das Magazin des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), stellt aktuelle Themen der schweizerischen Aussenpolitik vor. Es erscheint viermal jährlich in Deutsch, Französisch und Italienisch. Im Mittelpunkt der nächsten Nummer (September) steht das Engagement der Schweiz für Frieden und die Achtung der Menschenrechte, zum Beispiel in Afghanistan, Kolumbien, Sri Lanka oder im Balkan. Die letz-

te, im Juli publizierte Ausgabe, befasste sich mit dem Thema «Islam – Islamismus».

Gratisabonnemente können bestellt werden bei: «Schweiz global», c/o Schaer Thun AG, Industriest. 12, 3661 Uetendorf

Aufarbeitung der indianischen Vergangenheit

(jls) Während fünf Jahrhunderten wurde die amerindianische Bevölkerung unterdrückt, so dass sie ihre Sprachen, ihre Gebräuche, ihren Glauben verachten lernte. Heute entdecken sie nach und nach die präkolumbianischen Traditionen neu und wollen Indianerinnen und Indianer des 21. Jahrhunderts werden. Der Schweizer Journalist Daniel Wermus, Leiter der Presseagentur Infosud, hat diese Renaissance in einer ausgedehnten Rundreise durch Mittelamerika beobachtet. Sieben Länder, von Mexiko bis Panama, besuchte er und traf dabei Urvölker zwischen Modernität und Schamanentum. In seinem Buch erzählt er auch das ungewöhnliche Leben von Christiane und Diego Gradis, einem französisch-schweizerischen Ehepaar, das 1986 die humanitäre Organisation Traditions pour Demain gegründet hat. Diese hat bereits an die 200 eingeborene Gemeinschaften unterstützt, welche für die Stärkung ihrer kulturellen Identität kämpfen, um besser mit den Herausforderungen der Entwicklung zurecht zu kommen. Daniel Wermus: «Madre Tierra! Pour une renaissance amérindienne», Verlag Albin Michel, 2002.

Zeichen und Felsen

(bf) 35 Jahre lang war Kurt Huwiler als Werkstättenleiter in Simbabwe tätig bevor er vor einigen Jahren in die Schweiz zurück kehrte. Seine Erfahrungen und Eindrücke hat er in dem überaus reich bebilderten und informativen Bildband «Zeichen und Felsen – Kultur und Geschichte im südlichen Afrika» veröffentlicht. Huwiler studierte traditionelle afrikanische Musik und Musikinstrumente und baute diese in seinen Werkstätten mit den Schülern nach. Dadurch wurde er nicht nur ein profunder Kenner afrikanischer Musik, auch gelangen ihm zwischen 1966 und 1978 historische Musikaufnahmen, welche eine seltene phonologische Rarität darstellen und auf der CD «Shona and Ndebele –



Songs from the South» veröffentlicht wurden.

Bis Ende 2002 ist das Simbabwe-Paket, bestehend aus dem Buch «Zeichen und Felsen» sowie zwei Musik-CDs zum Sonderpreis von Fr. 69.00 erhältlich bei Freemedia, 3008 Bern; Tél. 031 381 47 39; Fax 031 381 51 54

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA).

Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich)
Catherine Vuffray (vuc) Barbara Afolter (abb)

Joachim Ahrens (ahj) Fabrice Fretz (fzf)
Maud Gerber (gee) Sarah Grosjean (gjs)
Barbara Hofmann (nba) Beat Felber (bf)

Redaktionelle Mitarbeit

Beat Felber (bf – Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie City Comp SA, Lausanne

Druck Vogt-Schild / Habegger AG, Solothurn

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis erhältlich bei: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern,
Tél. 031 322 44 12
Fax 031 324 13 48
E-Mail: info@deza.admin.ch

65983

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 58000

Umschlag Jeremy Horner / Panos / Strates

Internet: www.deza.admin.ch

In der nächsten Nummer:

**Forschung, Wissenstransfer und
Entwicklung – entwicklungsrelevante
Forschungsprogramme, spannender
Wissenstransfer und heikle Punkte in
der Südforschung**



Key, John Paul / DEZA



DIREKTION
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
DEZA